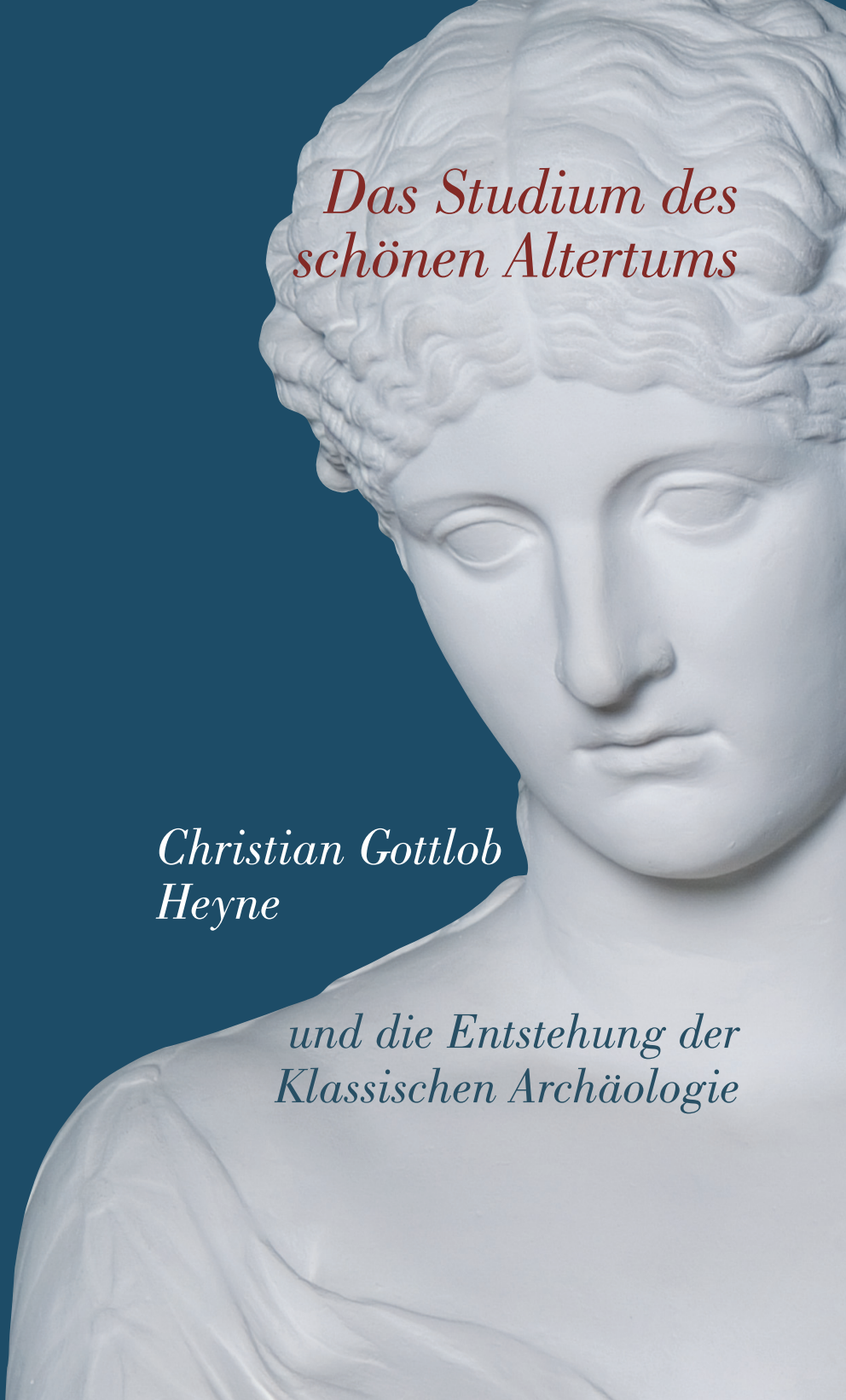


Das Studium des schönen Altertums

Christian Gottlob Heyne

und die Entstehung der Klassischen Archäologie

Das Studium des schönen Altertums

Christian Gottlob Heyne und die Entstehung der Klassischen Archäologie

Herausgegeben von
Daniel Graepler und Joachim Migl

Göttingen
2007

Ausstellung in der Paulinerkirche Göttingen 11. Februar – 15. April 2007

Satz: Gisela Körtge, Michael Kakuschke • Digital Imaging: Martin Liebetruth
© Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen 2007
ISBN 978-3-930457-82-3
ISSN 0943-951X

Inhalt

Vorwort
Daniel Graepler, Joachim Migl 7

Einleitung: Christian Gottlob Heyne und die Archäologie
Daniel Graepler 11

Heyne und Winckelmann
Daniel Graepler 17

Chr. G. Heynes Vorlesungen über die Archäologie
Hartmut Döhl 29

Archäologische Forschungsthemen Heynes
Daniel Graepler 45

Heyne über die „Herculanischen Entdeckungen" –
Archäologische Anmerkungen aus dem fernen Göttingen
Joachim Migl 73

Christian Gottlob Heyne und die Göttinger Gipsabgußsammlung
Klaus Fittschen 89

Heynes Daktyliotheken
Daniel Graepler 101

Heynes numismatische Forschungen und die Begründung der Münzsammlung
Christof Boehringer 105

Die Sammlung Wallmoden, Rudolf Erich Raspe und Christian Gottlob Heyne
Klaus Fittschen *111*

Ausblick: Heynes Wirkung auf die Archäologie
Daniel Graepler *121*

Christian Gottlob Heyne (1729–1812) – Biographische Daten 129

Allgemeine Literatur zu Christian Gottlob Heyne 131

Abkürzungen 133

Bildquellen 133

Vorwort

Daniel Graepler, Joachim Migl

„Das Studium des schönen Altertums. Christian Gottlob Heyne und die Entstehung der Klassischen Archäologie" ist die erweiterte Fassung einer Ausstellung, die als Gemeinschaftsunternehmung Augsburger und Göttinger Archäologen im Sommer 2006 unter dem Titel „Daktyliotheken. Götter & Caesaren aus der Schublade. Antike Gemmen in Abdrucksammlungen des 18. und 19. Jahrhunderts" in Augsburg zu sehen war. Ihre Anregung gab Valentin Kockel, Professor für Klassische Archäologie an der Universität Augsburg. Als Göttinger Doktorand war er 1972 mit der Inventarisierung der zahlreichen Sammlungen von Gemmenabdrücken im Besitz des Göttinger Archäologischen Instituts betraut und erhielt damals die ersten Anregungen zu einer Serie von Publikationen, Forschungsprojekten und Ausstellungen, die er in den vergangenen Jahrzehnten zur Geschichte der Archäologie und ihrer Bildmedien im 18. und frühen 19. Jahrhundert realisierte. Das jüngste Glied in dieser Serie ist die Augsburger Ausstellung zu den Daktyliotheken. Sie bestand ganz überwiegend aus Göttinger Exponaten, und so war von Anfang an vorgesehen, daß unter den weiteren Stationen dieser Ausstellung auch Göttingen vertreten sein solle.

Um Objekte aus der Frühzeit der Archäologie zu zeigen, die von Christian Gottlob Heyne und seinen Nachfolgern erworben wurden, ist das Historische Gebäude der Universitätsbibliothek zweifellos der am besten passende Ort. Hier waren diese Objekte ursprünglich beheimatet. Es war daher eine glückliche Koinzidenz, daß zu derselben Zeit, als am Archäologischen Institut an den Daktyliotheken gearbeitet wurde, auch an der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Überlegungen zu einer archäologiegeschichtlichen Ausstellung angestellt wurden. Ein gemeinsamer Nenner war rasch gefunden: In der Person Christian Gottlob Heynes, des eigentlichen Begründers der Archäologie als eines universitären Lehrfachs, vereinigen sich die verschiedenartigsten Aspekte der Antikenrezeption des 18. Jahrhunderts – der ästhetisch motivierte Impetus Winckelmanns ebenso wie die philologische Tradition genauer Textkritik, ein lebhaftes Interesse für die neuesten Entdeckungen ebenso wie ein aufklärerischer Pragmatismus, der das an der Antike als vorbildhaft Erkannte für die Gegenwart nutzbar machen will. Letzterem Zweck dienten auch die von Heyne begründeten Lehrsammlungen, beginnend mit dem Erwerb der „Lippert'schen Daktyliothek" gleich bei seiner Berufung nach Göttingen 1763, gefolgt von den ersten Ankäufen von Gipsabgüssen nach berühmten Skulpturen 1767 und von der Anlage einer Münzsamm-

lung, bis hin zur Erwerbung verschiedenster originaler Artefakte – einer ägyptischen Mumie aus Kopenhagen, römischer Ausgrabungsfunde aus dem Rheinland, einer seltsamen Reliefvase aus Gotha – für das „Akademische Museum". Wichtigstes Lehr- und Studienmaterial aber bildeten Bücher, vor allem die großen Abbildungswerke zur antiken Kunst, die Heyne in staunenswerter Vollständigkeit für die Universitätsbibliothek zu beschaffen verstand.

All diese verschiedenartigen Facetten aus der Frühphase einer sich institutionalisierenden Fachdisziplin rund um das Kernthema der Daktyliotheken zu gruppieren und so einen Eindruck von der Dynamik des dahinterstehenden wissenschaftsgeschichtlichen Prozesses zu vermitteln, ist das Anliegen der Göttinger Ausstellung.

Die Veranstalter sind sich bewußt, daß mit der Wahl des erweiterten Themas die theoretisch vielleicht günstigere Abfolge der Arbeitsschritte umgedreht wurde: Die Bedeutung Heynes für die Entstehung der Facharchäologie ist noch nie in größerem Zusammenhang untersucht worden; grundlegende Arbeiten – die Rekonstruktion seiner Archäologie-Vorlesung aus den zahlreich erhaltenen Mitschriften ebenso wie die Sammlung und Auswertung seiner einschlägigen Aufzeichnungen und Briefe – sind noch nicht in Angriff genommen worden; die unübersehbare Fülle seiner archäologisch relevanten Veröffentlichungen, besonders in Form Hunderter von Rezensionen, aber auch in Gestalt Dutzender lateinischer Abhandlungen, ist bisher kaum gesichtet, geschweige denn systematisch ausgewertet worden. In einer solchen Situation bereits eine Ausstellung zu veranstalten und ein Begleitheft zu publizieren, mag voreilig erscheinen. Es geht hier jedoch keineswegs um eine abschließende Synthese, sondern ganz im Gegenteil um die Vorstellung eines bisher zu wenig bearbeiteten Forschungsfeldes. Es wäre erfreulich, wenn dieser erste Versuch Auslöser für umfassendere Aktivitäten werden sollte, etwa in Form eines größeren interdisziplinären Forschungsprojekts, das die Entstehung der Universitätsarchäologie als Teil eines größeren Prozesses der Ausdifferenzierung von Einzelwissenschaften und der Herausbildung von Fachidentitäten zum Gegenstand hätte.

Die Herausgeber danken allen am Zustandekommen der Ausstellung beteiligten Personen und Institutionen für ihr Engagement: Prof. Dr. V. Kockel und seinen Augsburger Mitarbeitern, die die Grundlagen für die ganze Unternehmung gelegt haben; den Museen, Bibliotheken und Instituten in Augsburg, Bonn, Dillingen, Göttingen und München, die durch ihre Leihgaben die Ausstellung um wertvolle Zusätze bereichern; dem Universitätsbund Göttingen, der die Ausstellung finanziell ermöglicht hat; dem Präsidenten der Georg-August-Universität, Prof. Dr. K. v. Figura, dem Hauptamtlichen Vizepräsidenten, M. Hoppe, sowie dem Direktor der SUB, Dr. N. Lossau, und seinem Vorgänger, Prof. Dr. E. Mittler, die die Initiative mit Wohlwollen be-

gleitet haben; den Koautoren der vorliegenden Publikation, die auch an der inhaltlichen Konzeption der Ausstellung mitgewirkt haben; den Mitarbeitern der SUB, besonders Dr. S. Glitsch, M. Kakuschke, M. Liebetruth, Dr. H. Rohlfing, K. Sülflohn und G. Weigang sowie G. Körtge als Praktikantin, die die Ausstellung und dieses Begleitheft technisch realisiert haben; den Mitarbeitern des Archäologischen Instituts, neben der Direktorin, Prof. Dr. M. Bergmann, besonders Dipl.-Restauratorin J. Ruppel und Photographenmeister S. Eckardt, die viel Energie und viele schöpferische Ideen in das Unternehmen investiert haben; den studentischen Teilnehmern einer museumsdidaktischen Übung im WS 2006/07, die sich mit großem Einsatz sowohl der Heyne-Forschung als auch den praktischen Belangen der Ausstellung gewidmet haben; und vielen weiteren Helfern, die hier leider nicht alle namentlich genannt werden können.

„Von der Pflicht sich zu vergnügen", lautet eine merkwürdige Formulierung in der kurzen Zusammenfassung, die Heyne 1772 zu seiner Archäologie-Vorlesung veröffentlicht hat. Bleibt zu hoffen, daß die Ausstellung dem Besucher Gelegenheit bietet, dieser Pflicht auf besonders angenehme Weise nachzukommen.

Porträt Christian Gottlob Heynes von J. H. Tischbein d. Ä. (1772), Kopie von W. Vogt (1939), Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen

Einleitung: Christian Gottlob Heyne und die Archäologie

Daniel Graepler

Die Wurzeln der Archäologie als einer wissenschaftlichen Fachdisziplin, die an Universitäten gelehrt wird und die über eigene Forschungseinrichtungen verfügt, reichen zurück in die Mitte des 18. Jahrhunderts. Damals begann sich die gelehrte Beschäftigung mit den materiellen Relikten der Antike, wie man sie bereits seit der Renaissance gepflegt hatte, in eine ‚strenge Wissenschaft' im modernen Sinne zu wandeln. Eine Schlüsselrolle spielte dabei die Universität Göttingen, insbesondere Christian Gottlob Heyne (1729–1812), seit 1763 Professor der Poesie und Beredsamkeit an der Georgia Augusta.

Heyne griff die Ideen seines Zeitgenossen Johann Joachim Winckelmann auf. Durch dessen aufsehenerregende Veröffentlichungen war die Vorstellung von einer Erneuerung der zeitgenössischen Kultur durch die Auseinandersetzung mit der vorbildlichen Kunst der Griechen zu einem Leitthema der öffentlichen Debatte in ganz Europa geworden. Heyne unterzog diese Ideen einer eingehenden kritischen Prüfung, verwarf manches daran, machte wesentliche Teile davon aber zur Grundlage einer neuen, systematischen Universitätsdisziplin. Außer auf Ideen Winckelmanns stützte er sich dabei auch auf Anregungen, die er in seiner eigenen Studienzeit in Leipzig, vor allem bei Johann Friedrich Christ, empfangen hatte. In Göttingen hatte schon Heynes Vorgänger, der Philologe Gesner, in seiner Lehre den ästhetischen Aspekt der behandelten Gegenstände, vor allem der antiken Dichtung hervorgehoben und sich als Leiter der Göttinger Universitätsbibliothek auch intensiv um die Anschaffung von Werken zur antiken Kunst gekümmert. Heyne erfüllte insofern eine in Göttingen bereits latent vorhandene Erwartung, als er 1767 damit begann, regelmäßig in jedem Sommersemester eine Vorlesung über das Studium der antiken Kunst anzubieten. Durch ihre klare Strukturierung und gründliche wissenschaftliche Fundierung war Heynes Vorlesung außerordentlich erfolgreich und diente als Vorbild für ähnliche Vorlesungen an vielen anderen Universitäten, nicht nur in Deutschland.

Die Disziplin, die wir heute als *Klassische Archäologie* bezeichnen und zu deren Formierung Heyne durch seine Systematisierungsleistung entscheidend beitrug, hatte zu dieser Zeit allerdings noch keinen festgelegten Namen. Eine gedruckte Kurzfassung, die Heyne 1772 zu seiner Vorlesung erscheinen ließ, trägt den Titel *Einleitung in das Studium der Antike oder Grundriß einer Anführung zur Kenntniß der alten Kunstwer-*

ke. In der lateinischen Ankündigung der Vorlesungen hieß das Thema der Veranstaltung aber bereits 1767 „Archaeologia". Der Begriff war schon im späten 17. Jahrhundert vereinzelt für die gelehrte Beschäftigung mit antiken Monumenten verwendet worden, hatte sich aber zu Heynes Zeiten noch nicht allgemein eingebürgert. Meist sprach man von „antiquarischen" Studien und bezeichnete die damit sich beschäftigenden Gelehrten als Antiquare. Winckelmann verwahrte sich gegen diese Benennung, vermied aber auch sonst jede Festlegung des eigenen Tuns auf eine bestimmte Fachbezeichnung, sprach also auch nicht von „Archäologie". Überhaupt hatte Winckelmann, der die italienischen Antiquare verachtete, aber auch zum deutschen Universitätsbetrieb deutlich Abstand hielt, wenig Interesse daran, Namen, Aufgaben und Strukturen eines neuen Faches zu definieren. Das Denken in akademischen Kategorien war ihm fremd.

Ganz anders Heyne. Er sah die von Winckelmann, aber auch von anderen Gelehrten seiner Zeit, etwa dem Grafen Caylus in Frankreich, vorangetriebene Erforschung der antiken Kunst als ein Feld an, das einer strengen wissenschaftlichen Systematisierung bedurfte und das erst dann den Status einer echten Wissenschaft für sich beanspruchen konnte, wenn es in den Universitätsunterricht integriert werden konnte.

Allerdings war Heyne sich unsicher, wie man das neue Fach am passendsten benennen solle. Die schwankende Betitelung seiner Vorlesung legt Zeugnis davon ab. Heyne zögerte, sich auf eine Bezeichnung festzulegen, weil er sich der Doppelnatur der von ihm behandelten Gegenstände bewußt war. Antike Artefakte lassen sich in der Regel sowohl als intentional gestaltete „Monumente" oder „Kunstwerke" betrachten wie auch als Träger nicht-intentionaler geschichtlicher Informationen, als Relikte, aus denen sich Rückschlüsse über vergangenes Geschehen, über Handlungsmuster, Lebensweisen, Mentalitäten ziehen lassen. „Betrachtet man die Ueberbleibsel der alten Bildnerey blos unter dem Gesichtspunkte alter Denkmäler, die man zu verstehen und die alten Sitten, Gebräuche, Vorstellungsarten, religiösen und mythischen Begriffe, oder auch historischen Umstände und Facta, daraus zu erläutern, und die dahin gehörigen Schriftstellen der Alten zu erklären sucht, so ist dieß das antiquarische Studium, Studium der Alterthümer, Archäologie", schreibt er dazu in seinem Vorlesungsschema von 1772. Dem setzt er – an Winckelmann anschließend – eine ganz andere Form der Behandlung antiker Artefakte pointiert entgegen: „Eben diese Werke der Alten lassen sich auf eine weit edlere Art betrachten, in sofern sie Werke der Kunst und zwar der schönen Kunst, sind, und in sofern Ausdruck und Vorstellung sinnlicher Vollkommenheit die Absicht des Meisters gewesen ist. In diesem Gesichtspunkt wird es das Studium des schönen Alterthums, der Antike, der schönen Kunstwerke."

Heyne bringt damit ein Problem auf den Begriff, das die ganze weitere Fachgeschichte der Klassischen Archäologie begleiten wird und noch heute virulent ist, der Gegensatz zwischen einer breit angelegten historisch-anthropologischen Wissenschaft von der materiellen Kultur der Antike auf der einen und einer spezifisch auf die Geschichte der antiken Kunst ausgerichteten Disziplin auf der anderen Seite. Man könnte es plakativ als den Gegensatz zwischen „Schliemanns Archäologie" und „Winckelmanns Archäologie" bezeichnen.

Heynes Wortwahl zeigt, daß er eindeutig das Studium „der schönen Kunstwerke" als das übergeordnete Ziel der neuen Wissenschaft sah, auch wenn er ausdrücklich betonte, daß dieses Studium „eine antiquarische Kenntniß der Werke voraus[setzt]", die wiederum auf einer soliden Kenntnis der schriftlichen Überlieferung beruhe. Gerade diese soliden philologischen und antiquarischen Grundlagen fand Heyne im Werk des ansonsten von ihm hochgeschätzten Winckelmann allzu nachlässig behandelt, und daher bemühte er sich in seinen eigenen Veröffentlichungen vordringlich, diese Defizite auszugleichen. Es war also nach der zitierten terminologischen Unterscheidung Heynes nur konsequent, daß er zwei Bände mit wichtigen archäologischen Abhandlungen, die er 1778/79 publizierte, *Antiquarische Aufsätze* nannte. Eher unlogisch erscheint es hingegen, daß er die ausdrücklich auf das Studium der antiken Kunstwerke ausgerichtete Vorlesung schon 1767 mit dem Begriff „Archäologie" in Verbindung brachte, den er ja eigentlich genau für den nicht-kunstgeschichtlichen Aspekt der Altertumskunde reservieren wollte. In der 1822, zehn Jahre nach Heynes Tod, erschienenen Kompilation verschiedener Hörermitschriften seiner Vorlesung ist das Problem vom Herausgeber dahingehend gelöst, daß er das Werk *Akademische Vorlesungen über die Archäologie der Kunst des Altertums* betitelt und so die von Heyne eher als gegensätzlich aufgefaßten Begriffe „Archäologie" und „Kunst" miteinander vereinigt. Spätestens durch das erste wissenschaftlich vollgültige Manual des neuen Faches, das *Handbuch der Archäologie der Kunst*, das Heynes Göttinger Nach-Nachfolger Karl Otfried Müller 1830 veröffentlichte, setzte sich der Begriff „Archäologie der Kunst" allgemein durch und galt dann bis ins späte 19. Jahrhundert hinein als die angemessenste Fachbezeichnung, bevor er schließlich von dem eher verunklärenden Terminus „Klassische Archäologie" verdrängt wurde. An der inhaltlichen Ausrichtung des Faches, also an der primär kunstgeschichtlichen Orientierung, wie Heyne sie in die Wege geleitet hat, änderte sich durch den Wechsel der Fachbezeichnung jedoch nichts. Erst in den letzten drei Jahrzehnten hat sich das Selbstverständnis des Faches – zunächst in Italien, Großbritannien und anderen Ländern, dann auch in Deutschland – merklich zu verschieben begonnen, weg von der eindeutig kunsthistorischen Orientierung, hin zu einem breiteren historisch-anthropologischen Verständnis der materiellen Kultur

der Antike. In bezug auf Heyne bedeutet das, daß manche seiner von ihm selbst als ‚bloß archäologische' Vorarbeiten zur eigentlichen Kunstgeschichte verstandenen Veröffentlichungen durch die Breite ihrer Fragestellung heute besonders beeindrucken.

„Eine gute Anleitung zur Kenntniß der alten Kunstwerke muß also so eingerichtet seyn, daß die Erklärung der Kunstwerke selbst mit der Erläuterung ihres mechanischen sowohl als ihres poetischen Theils und mit der Aufschliessung der Schönheit jedes Werks verknüpft wird", fährt Heyne 1772 im 9. Paragraphen seines Vorlesungsschemas fort. Doch dieses didaktische Programm ließ sich nur verwirklichen, wenn entsprechendes Anschauungsmaterial beschafft werden konnte – ein Punkt, der für Heyne von Anfang an höchste Priorität hatte. Bereits 1767, zeitgleich mit dem Beginn der Vorlesung, kaufte er erste Gipsabgüsse nach antiken Skulpturen und begründete damit die älteste Abgußsammlung an einer Universität.

Schon bei seiner Berufung 1763 hatte er die umfangreichste Sammlung von Abdrücken antiker Gemmen, die damals auf dem Markt war, die 3000 Objekte umfassende *Dactyliotheca Universalis* von Philipp Daniel Lippert für die Göttinger Universität erwerben lassen. Darin spiegelt sich die führende Rolle, die das Studium der antiken Steinschneidekunst in der Entstehungsphase der wissenschaftlichen Archäologie spielte.

Ganz im Sinne Winckelmanns und auch Lipperts versprach sich Heyne von der Beschäftigung mit der antiken Kunst eine Hebung des allgemeinen Geschmacks, die Überwindung von „Wildheit und Brutalität" und damit letztlich eine Humanisierung der Gesellschaft. Diesen aufklärerischen Gedanken vertrat Heyne bereits 1763 in seiner ersten Göttinger Programmschrift *De morum vi ad sensum pulchritudinis quam artes sectantur* und 1766 in einer weiteren Abhandlung, in der er den segensreichen Einfluß ästhetischer Studien auf das akademische Leben hervorhob (*De elegantiorum artium ac studiorum usu et fructu ad disciplinam academiarum publicam*). Er stellte damit einen Zusammenhang zwischen Ästhetik und Ethik her, wie er Jahrzehnte später – und in philosophisch ungleich komplexerer Form – von Schiller in seinen Briefen *Über die ästhetische Erziehung des Menschen* und dann von den Philosophen des deutschen Idealismus in den Mittelpunkt der ästhetischen Diskussion gerückt werden sollte. Noch in *Dichtung und Wahrheit* (am Anfang des 9. Buches) zitiert Goethe ausführlich eine „bedeutende Stelle", die ihn und seine Altersgenossen tief beeindruckt habe, aus einer 1765 erschienenen Rezension Heynes. Heyne hatte dort den Vorrang des Poetischen im Umgang mit antiker Literatur betont, weil es „dem jungen Leser eine Einsicht in den verborgenen Winkel des menschlichen Herzens und seiner Leidenschaften" vermittle und Seelenkräfte wecke, „die man doch weder mit Logik, noch Metaphysik, Latein oder Griechisch kultivieren kann". Nicht ohne Grund träumte Goethe als junger Mann davon, bei Heyne studieren zu dürfen.

Während Heyne im Sinne allgemeiner ästhetischer Bildung mit seiner Vorlesung ein breites Publikum ansprechen wollte und keineswegs die Ausbildung von archäologischen Fachgelehrten im Sinn hatte, betätigte er sich als Forscher ausgesprochen spezialistisch, wobei die ihn interessierenden Themen allerdings ein erstaunlich breites Spektrum weit auseinander liegender Gebiete abdecken. Das thematische Spektrum ist so breit, daß bei weitem nicht alle Anregungen Heynes von der folgenden Generation aufgegriffen wurden. Vieles wurde erst sehr viel später zum Thema professioneller altertumswissenschaftlicher Forschung. Dies hat dazu beigetragen, daß man Heynes Bedeutung als Gründerfigur der wissenschaftlichen Archäologie lange verkannt hat. Dies macht ihn zugleich aber auch für die heutige wissenschaftsgeschichtliche Forschung so interessant.

Heynes durch intensive eigene Forschung beflügeltes Interesse an archäologischen Problemen hatte unter anderem den erfreulichen Nebeneffekt, daß er auf diesem Gebiet, weit über die Bedürfnisse seiner Vorlesung hinaus, alles an Büchern für die Universitätsbibliothek ankaufte, dessen er habhaft werden konnte. Die Göttinger Bibliothek ist daher, was die Archäologie des 18. Jahrhunderts, aber auch ihre älteren Vorläufer betrifft, so gut ausgestattet wie wohl nur wenige andere Bibliotheken weltweit. Von Heynes intensiver Beschäftigung mit der erworbenen Literatur zeugen nicht nur die Anmerkungsapparate seiner Werke, sondern vor allem die rund 700 Rezensionen, die er, vor allem in den von ihm redigierten *Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen* (seit 1802 *Göttingische Gelehrte Anzeigen*), zu Büchern archäologischen Inhalts veröffentlichte.

Die Ausstellung ist ein erster Versuch, die Vielfalt archäologischer Fragestellungen im unüberschaubar reichen wissenschaftlichen Werk Heynes zu erfassen und möglichst viel von dem Bildmaterial vorzuführen, mit dem er versucht hat, sich und seinen Studenten die Kunst der Antike gegenwärtig zu machen – fern von den Originalwerken in den großen Sammlungen Europas und besonders Italiens, die mit eigenen Augen zu sehen ihm nie vergönnt war.

Johann Joachim Winckelmann,
Porträtstich nach einer Zeichnung von G. B. Casanova

Heyne und Winckelmann

Daniel Graepler

Heynes Bemühungen um ein wissenschaftlich fundiertes ‚Studium des schönen Altertums' wären nicht denkbar ohne die grundlegende Neuorientierung, die die Beschäftigung mit der antiken Kunst seit 1755 durch Johann Joachim Winckelmann (1717–1768) erfahren hatte.

Winckelmann und Heyne waren persönlich miteinander bekannt. Soziale Herkunft, Ausbildung und berufliche Anfänge der beiden Gelehrten weisen enge Parallelen auf. Wie Heyne stammte auch der 12 Jahre ältere Schustersohn Winckelmann aus einfachsten Verhältnissen. Wie jener konnte er durch große Zähigkeit und unter vielen Entbehrungen ein Universitätsstudium mit altsprachlichem Schwerpunkt absolvieren. Wie jener fristete er anschließend eine bescheidene Existenz als Lehrer, Hofmeister und Bibliothekar. Zu einer persönlichen Bekanntschaft kam es 1754, als Winckelmann für den Grafen Bünau in Schloß Nöthnitz bei Dresden als Kopist und Mitarbeiter an dessen *Reichshistorie* tätig war und in diesem Zusammenhang die Bibliothek des Grafen Brühl in Dresden konsultierte, an der Heyne angestellt war. Ob es damals bereits zu einem näheren Gedankenaustausch zwischen den beiden kam, ist fraglich. Festzuhalten bleibt aber, daß Heyne 1755 das Erscheinen von Winckelmanns Erstlingswerk, den *Gedancken über die Nachahmung der Griechischen Wercke in der Mahlerey und Bildhauer-Kunst*, und den durchschlagenden Erfolg dieser in nur 50 Exemplaren gedruckten Schrift aus nächster Nähe miterlebte.

Kurz nach dem Erscheinen der *Gedancken* übersiedelte Winckelmann nach Rom und konnte seine bisher eher auf Lektüre als auf eigener Anschauung beruhenden Theorien nun selbst an den Kunstschätzen Italiens überprüfen und weiterentwickeln. Den ‚Standortvorteil', den er durch diese Möglichkeit direkter Autopsie gegenüber dem Großteil seiner deutschen Rezipienten und Konkurrenten gewann, wußte Winckelmann in seinen nun erscheinenden Hauptwerken deutlich herauszustreichen.

Heyne wird den kontinuierlichen Aufstieg des einstigen Kollegen bis hin zur Würde des Präsidenten der päpstlichen Antikenverwaltung (Romanarum Antiquitatum Praeses) ebenso aufmerksam verfolgt haben wie die in dichtem Abstand erscheinenden Publikationen Winckelmanns: 1760 publizierte dieser den umfangreichen Katalog der Gemmensammlung des Barons von Stosch, 1762 die *Anmerkungen über die Baukunst der* Alten und das *Sendschreiben von den herculanischen Entdeckungen*, schließlich 1764 das jahrelang vorbereitete Hauptwerk, die *Geschichte der Kunst des Alterthums*.

Mit der Berufung Heynes nach Göttingen 1763, acht Jahre nach Winckelmanns Weggang aus Dresden, nehmen die beiden Gelehrten wieder Kontakt miteinander auf. Zwölf Briefe Winckelmanns an Heyne und ein Brief Heynes an Winckelmann sind überliefert. Sie spiegeln das wissenschaftlich, aber auch psychologisch vielschichtige Verhältnis zwischen dem römischen Kunstkenner und *homme de lettres* auf der einen und dem Göttinger Ordinarius und Wissenschaftsorganisator auf der anderen Seite. Vor allem am Anfang der Korrespondenz schwingen untergründige Konkurrenzgefühle deutlich mit.

Winckelmann hatte auf seine persönliche Unabhängigkeit stets größten Wert gelegt, seinen gesellschaftlichen Aufstieg aber ganz wesentlich durch persönliche Protektion seitens verschiedener römischer Kardinäle erreicht. Wie groß Winckelmanns Bedürfnis nach gesellschaftlicher Anerkennung war – trotz wiederholter gegenteiliger Beteuerungen –, geht aus seinen Briefen, seiner literarischen Selbststilisierung, aber auch seinen gemalten Porträts hervor. Seine Ämter in der päpstlichen Administration hatten eher den Charakter von Pfründen – er selbst verwies stolz darauf, daß ihn das Amt des Präsidenten der Antikenverwaltung nicht mehr als zehn Stunden Arbeit pro Jahr koste! – und waren teilweise nicht ganz klar definiert. Das Ansehen vor der europäischen Öffentlichkeit, das Winckelmann aus seinen amtlichen Funktionen beziehen konnte, war nicht selbstverständlich gegeben, sondern mußte erst erkämpft werden – durch geschickte Selbstdarstellung, vor allem aber durch die persönliche Autorität, die er sich aufgrund seiner Leistung als Schriftsteller und Gelehrter zu verschaffen wußte.

Heyne hingegen war durch die Berufung nach Göttingen schlagartig von einer prekären Randexistenz in die prestigeträchtigsten Ämter hineinkatapultiert worden, die einem Manne seiner Herkunft und Ausbildung in Deutschland überhaupt zugänglich waren: Professor an der hochangesehenen Georg-August-Universität, Leiter der Universitätsbibliothek, Mitglied und später sogar Sekretär der Sozietät der Wissenschaften. Der Notwendigkeit der Selbststilisierung war er durch die völlig unbestrittene Würde dieser Ämter enthoben. Dies hatte aber auch seinen Preis: Seine Rolle als ‚spiritus rector' des Göttinger Universitätslebens bezahlte er mit einem geradezu übermenschlichen und extreme Regelmäßigkeit verlangenden Arbeitseinsatz im Dienste der von ihm verwalteten Institutionen. Bis ins höhere Alter unternahm er keine Fernreise. Ein Arbeitsaufenthalt in einer der europäischen Kulturmetropolen oder gar eine Forschungsreise nach Italien kam für ihn nicht in Betracht.

Winckelmann hat diesen Umstand nicht ohne eine gewisse Süffisanz gleich in seinem zweiten Brief an Heyne (vom 30.3.1765) angesprochen: „Von Ihnen möchte ich wissen, ob man an einem Orte, wie Göttingen ist, vergnügt leben könne, und wie

man es angehe, es zu sein; denn ich kann mir nicht vorstellen, wie dieser und ein jeder Ort, wo Akademien in Deutschland sind, Leipzig ausgenommen, und die Ernsthaftigkeit, die ein Professor annehmen muß, hierzu Gelegenheit gebe. Mir däucht, man müßte in dieser Lebensart alt werden, und vor der Zeit, man mag wollen oder nicht. Es würde aber noch schwerer werden für jemand, der einen gütigen Himmel und ein schönes Land, wo die ganze Natur lacht, lange Zeit genossen hat."

Die Bemerkung dürfte Heyne nicht ganz unberührt gelassen haben, denn er kommt noch Jahre später, lange nach Winckelmanns Tod, immer wieder darauf zu sprechen, daß der große Vorzug eines freien Lebens in Rom, auf das Winckelmann so stolz war, ebenfalls seinen Preis gehabt habe. Denn in Rom sei dieser zwar von den antiken Monumenten umgeben, dafür aber von der aktuellen Fachliteratur weitgehend abgeschnitten gewesen: „Die Schriften, welche mittler Zeit in den andern Theilen Europas über Kunst und Alterthum erschienen, kamen ihm nicht leicht zu Gesichte, so wie ihm der Fortgang der Litteratur überhaupt fremd blieb."

Genau dies aber war der große Vorteil von Heynes Situation in Göttingen: Als Leiter der modernsten Universitätsbibliothek Europas und Redaktor der *Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen* saß er mitten im Zentrum der internationalen wissenschaftlichen Diskussion, immer über die neuesten Neuigkeiten der Forschung nicht nur auf altertumswissenschaftlichem Gebiet, sondern auch in allen benachbarten Wissenschaften informiert.

Auch wenn ein gewisses Konkurrenzgefühl im Verhältnis Winckelmanns zu Heyne und auch umgekehrt eine Rolle spielte, so darf darüber nicht übersehen werden, daß zwischen beiden ein fruchtbarer wissenschaftlicher Austausch bestand. Für Heyne bildeten die Anregungen, die er durch Winckelmann empfing, die Grundlage für seine eigene Forschungs- und Lehrtätigkeit auf archäologischem Gebiet. Seine Erkenntlichkeit brachte er dadurch zum Ausdruck, daß er 1765 für Winckelmanns Aufnahme in die Göttinger Sozietät der Wissenschaften sorgte, eine Ehrung, die dieser sehr zu schätzen wußte. Schon gleich nach seiner Ankunft in Göttingen hatte Heyne an Winckelmann geschrieben (am 25.7.1763): „Sehen Sie die hiesige Academie und die Kön. Societät als einen Canal an durch den Ihre Entdeckungen und Ideen ungemein verbreitet werden können."

Winckelmann revanchierte sich damit, daß er Heyne mit Informationen aus erster Hand über schwer zugängliche Handschriften in der vatikanischen Bibliothek, aber auch mit Nachrichten über neueste Statuenfunde versorgte. Besonders ausführlich berichtete er in zwei Briefen an Heyne Ende 1765 über den Fund zweier identischer Marmorfiguren sitzender Mädchen in einem Weinberg bei der Porta Salaria in Rom. Eine der beiden Statuen erwarb der gerade in Rom weilende General Wall-

moden, der damals unter Winckelmanns Anleitung jene Antikensammlung anlegte, die er später nach Hannover brachte und die sich heute als Leihgabe des Welfenhauses im Archäologischen Institut der Universität Göttingen befindet. Die besagte Mädchenfigur, wohl eine Nymphe, gehört noch heute zu den Schmuckstücken der Sammlung.

Trotz des engen wissenschaftlichen Austauschs und der wichtigen Anregungen, die er von Winckelmann empfing, reihte sich Heyne keinesfalls in den Chor der enthusiastischen Bewunderer ein, der – vor allem nach Winckelmanns tragischem Tod in Triest 1768 – überall in Europa erklang. 1771 veröffentlichte er eine ausführliche *Berichtigung und Ergänzung der Winkelmannischen Geschichte der Kunst des Alterthums*. 1778 nahm er an einer Preisaufgabe der neu gegründeten „Société des Antiquités de Cassel" teil. Gefordert war eine „Lobrede auf Winckelmann, worin ausgeführt werden soll, auf welchem Punkt er die Altertumswissenschaft aufgefunden und auf welchem er sie zurückgelassen hat". Nur ein Mitbewerber konkurrierte mit Heyne um den ausgesetzten Preis einer goldenen Medaille im Wert von 400 Livres: Johann Gottfried Herder, mit dem Heyne freundschaftlich verbunden war und den er gern als Professor nach Göttingen geholt hätte. Der Preis ging erwartungsgemäß an Heyne, während Herders mit dichterischer Verve geschriebene, aber das eigentliche Thema kaum berücksichtigende Huldigung an das Genie Winckelmanns von der Jury als „médiocre" eingestuft und dem Autor halbgelesen zurückgeschickt wurde. Das Manuskript ist erst 1881 publiziert worden, während Heynes siegreiche Schrift gleich in mehreren Ausgaben (auch auf französisch) gedruckt wurde.

Auch in späteren Veröffentlichungen ist Heyne immer wieder auf Winckelmanns Werk zurückgekommen, wobei er an Kritik nicht sparte. Das hat ihm, vor allem seitens der Biographen Winckelmanns, den Vorwurf eingetragen, er habe diesem seinen Erfolg geneidet und den großen Wurf der *Kunstgeschichte* durch kleinliche Beckmesserei in Mißkredit bringen wollen. Eine solche Deutung wird Heynes Kritik jedoch nicht gerecht, denn diese bleibt keineswegs bei der Darlegung von Schwachstellen der Winckelmannschen Lehre stehen, sondern zielt in konstruktiver Weise darauf ab, aus einem grundsätzlich für richtig erachteten, aber noch mangelhaft ausgeführten Ideengebäude eine solide fundamentierte Wissenschaft zu machen.

Freilich war sich Heyne selbst bewußt, daß seine unverblümt geäußerte Kritik leicht mißverstanden werden konnte. Deshalb verwahrte er sich ausdrücklich gegen jeden Verdacht, er wolle die Leistung Winckelmanns schmälern: „Er war mein Freund, ein alter, ein warmer Freund; sein Ruhm ist mir so lieb, als mein eigner guter Nahme; Winkelmanns Geist und Genie sucht auch niemand in der Richtigkeit und Genauigkeit seiner historischen Materialien." Das entscheidende Verdienst Winckelmanns sah

Heyne darin, „daß er das Studium des Alterthums in seinen rechten Kanal einleitete, in das Studium der Kunst". Indem er gelehrt habe, „Kunstwerke als Kunstwerke zu betrachten" und nicht mehr bloß als Gegenstände antiquarischer Gelehrsamkeit, habe er in das zuvor völlig chaotische und unübersichtliche Feld der altertumskundlichen Studien Struktur und Ordnung gebracht.

Wie Heyne war auch Winckelmann von seiner Ausbildung her ein Philologe, der sich seine Kenntnis des Altertums durch jahrelanges intensives Textstudium erarbeitet hatte. Um so kühner war sein Entschluß, in den Mittelpunkt seiner ersten Veröffentlichung, der *Gedancken über die Nachahmung der Griechischen Wercke in der Mahlerey und Bildhauer-Kunst*, bei deren Erscheinen er schon 37 Jahre alt war, die Bildende Kunst zu stellen. Winckelmann verkündete in dieser Schrift in eindringlichen, von kämpferischem Schwung beseelten Formulierungen die absolute Vorbildlichkeit der griechischen Kunst und insbesondere der Meisterwerke griechischer Skulptur, wobei er die ideale Schönheit und majestätische Ruhe, die „edle Einfalt und stille Größe" der griechischen Werke aus der „schönen Natur" der Griechen und diese wiederum aus günstigen klimatischen Bedingungen und der ungezwungenen Lebensweise der Griechen ableitete.

Während die Erstlingsschrift, wie ihr Titel schon sagt, darauf angelegt war, in unsystematischer, essayistischer Form einige grundlegende „Gedanken" darzulegen, ist die *Geschichte der Kunst des Alterthums* explizit als umfassendes, systemhaft konzipiertes „Lehrbuch" angelegt. Durch vergleichende Betrachtung der Kulturen des Altertums sollen die Gründe für die Überlegenheit der griechischen Kunst sichtbar werden. Neben der „schönen Natur" der Griechen wird nun explizit auch deren freiheitliche politische Verfassung als Grund für das Erreichen des „wahren Schönen" genannt. Da diese Voraussetzungen in den altorientalischen Reichen nicht gegeben waren, gelangten diese auch nie über die frühen Stufen der Kunstentwicklung hinaus. Dagegen gelang es den griechischen Künstlern, sich vom „Alten Stil" über den „Hohen Stil" zum „Schönen Stil" als dem absoluten Höhepunkt der Kunst emporzuarbeiten. Nach dem Erreichen des Ideals blieb nur noch Wiederholung und Variation der einmal gefundenen perfekten Lösung übrig, so daß notwendig eine vierte Periode, der „Stil der Nachahmer", einsetzen mußte. Durch das Eingreifen der Römer wurde die weitere Entwicklung der Kunst bei den Griechen auch äußerlich nachhaltig gehemmt, bis es dann in der späten römischen Kaiserzeit zum völligen Untergang der Kunst kam.

In einem zweiten, von ihm als „historisch" bezeichneten Teil seines Buches versuchte Winckelmann die zuvor entwickelte Periodisierung der Kunst mit der politischen Geschichte Griechenlands genauer zu koordinieren und präzisere chronologi-

sche Anhaltspunkte zu ermitteln. In diese eher nüchternen, vorwiegend auf Schriftquellen gestützten Ausführungen fügte Winckelmann recht unvermittelt emphatische Beschreibungen einiger besonders von ihm geschätzter Skulpturen ein, besonders des Apollon, des Laokoon und des Torso im Belvedere des Vatikan, Beschreibungen, an denen er seit seiner Dresdner Zeit intensiv und in immer neuen Anläufen gearbeitet hatte. Die hohe literarische Qualität dieser Texte beeindruckte Winckelmanns jüngere Zeitgenossen (wie Lessing, Herder, Goethe und viele andere) tief und trug wesentlich zu seinem Nachruhm als Vorläufer und Anreger der deutschen Klassik bei.

In wissenschaftsgeschichtlicher Hinsicht gelten hingegen andere Aspekte des Winckelmannschen Werks als epochemachend, vor allem sein Modell einander ablösender Stilphasen und die nachdrückliche Betonung des Vorrangs der visuell wahrnehmbaren Form gegenüber dem schriftlich vermittelten Wissen. Man hat Winckelmann daher häufig als „Begründer der modernen Kunstgeschichte" bzw. als „Vater der Klassischen Archäologie" bezeichnet.

Interessanterweise spielen gerade diese aus heutiger Sicht zentralen Aspekte des Winckelmannschen Werks in Heynes kritischer Reflexion keine wesentliche Rolle. Die Kunstbeschreibungen waren aus seiner Sicht zu sehr von „Begeisterung" ergriffen, wo eigentlich „kalte Betrachtung, Erwägung und Prüfung" notwendig gewesen wäre. Winckelmanns Bevorzugung des Betrachtens der Originale gegenüber dem Lesen von Texten war, wie oben schon erwähnt, ein heikler Punkt für Heyne. Den Nutzen der Autopsie wollte er zwar nicht leugnen, betonte aber, man könne durch kritische Lektüre über viele archäologische Zusammenhänge „auch auf seiner Studierstube Betrachtungen und Bemerkungen machen, die nicht unstatthaft seyn können, weil man sie von denen, die an Ort und Stelle waren, in ihren Nachrichten nicht beygebracht sieht". Winckelmanns Modell einer logischen Abfolge von Epochenstilen wurde von Heyne nicht als grundsätzlich neuartiges Konzept gewürdigt. Wie eine selbstverständliche Gegebenheit legte er es seiner Vorlesung zugrunde, ohne sich gedanklich vertieft damit auseinanderzusetzen. Nur einmal, in einer Abhandlung zur etruskischen Kunst, bemühte er sich selbst um die Erarbeitung eines Phasenmodells, mit dessen Hilfe er Objekte nach ihren stilistischen Merkmalen in eine zeitliche Abfolge zu bringen versuchte.

Ganz im Zentrum von Heynes kritischer Auseinandersetzung mit Winckelmann steht derjenige Aspekt seines Werkes, der aus heutiger Sicht eher nebensächlich erscheint, nämlich der historische Abriß im zweiten Teil der *Geschichte der Kunst des Alterthums*. Heyne hält Winckelmann vor, hier zu flüchtig gearbeitet, die antiken Quellen nicht gründlich und kritisch genug gelesen und daher in chronologischen Fragen zahllose Irrtümer begangen zu haben. „Winkelmann suchte Epochen fest zu

Johann Winckelmanns,
Präsidentens der Alterthümer zu Rom, und Scrittore der Vaticanischen Bibliothek,
Mitglieds der Königl. Englischen Societät der Alterthümer zu London, der Maleracademie
von St. Luca zu Rom, und der Hetrurischen zu Cortona,

Geschichte der Kunst
des Alterthums.

Erster Theil.

Mit Königl. Pohlnisch- und Churfürstl. Sächs. allergnädigsten Privilegio.

Dresden, 1764.
In der Waltherischen Hof-Buchhandlung.

Titelseite der 1. Auflage von Winckelmanns *Geschichte der Kunst des Alterthums* (1764) mit Abbildung einer etruskischen Gemme aus der Sammlung Stosch

setzen, ehe noch die Perioden in ein erträgliches Licht gesetzt waren. Er wollte einzelne Stücke, Facta und Umstände verbinden, die noch zu wenig bestimmt, in ihren Verhältnissen unbekannt und ungeprüft lagen. Insonderheit hatte er sich die Zeitrechnung des Alterthums noch zu wenig geläufig gemacht. Seine Epochen der Kunst sind daher gemeiniglich etwas sehr willkührliches, oft laufen sie auch in einander, anderwärts verfehlen sie den eigentlichen Punkt; die Facta, worauf er sie gründet, halten keine kritische Prüfung aus, und die einzelnen Data mit den Belägen dazu, sind oft unzuverläßig. Alles dieses sind nicht Winkelmanns Fehler, sondern Folgen der Verfassung, in welcher er sich befand. Es ist dieß das Schicksal aller Schriftsteller, welche ein Ganzes schaffen wollen, wo noch nicht das Einzelne vollständig bearbeitet ist; welche Systeme bauen, ehe noch Beobachtungen und Erfahrungen genug gemacht sind."

Genau hier sieht Heyne den Ansatzpunkt für den Beitrag, den er selbst, fern von Italien, aber ausgestattet mit allen „litterärischen" Hilfsmitteln, leisten kann, um aus Winckelmanns genialischem Entwurf eine solide Wissenschaft zu machen: „Da einmal die Geschichte der Kunst des Alterthums geschaffen ist, so müssen wir nachholen, was vorher hätte geschehen sollen, und so viel Richtigkeit und Wahrheit hineinbringen, als nun noch möglich ist." Welche Schritte zum Aufbau der neuen Wissenschaft er für die vordringlichsten hält, führt er am Ende seiner *Lobschrift auf Winkelmann* aus:

Zunächst müßten die vielen falschen historischen Behauptungen und Verknüpfungen bei Winckelmann richtiggestellt werden. Nur so könne ein zuverlässiges chronologisches System geschaffen werden. Hinter dieser plausibel erscheinenden Forderung verbirgt sich ein sehr grundsätzlicher Einwand, mit dem Heyne einen zentralen Punkt der wissenschaftlichen Lehre Winckelmanns in Frage stellt. Der Vorwurf lautet, Winckelmann habe sein kunstgeschichtliches Epochenschema aufgrund vorgefaßter historisch-politischer Bewertungen vorgenommen. Vor allem die Verknüpfung des „Hohen Stils" und des „Schönen Stils" mit der freiheitlichen Verfassung des demokratischen Athen stellt Heyne in Abrede und trifft damit genau den Gedanken, der maßgeblich zur internationalen Wirkung der Winckelmannschen Lehre, besonders im vorrevolutionären Frankreich, beigetragen hat. Ein direkter Zusammenhang zwischen Kunstblüte und Freiheit sei nicht nachweisbar, so Heyne. Ganz im Gegenteil. Wie die Geschichte zeige, sei das, was „das Genie erwärmt, Künstler erweckt, Wettstreit veranlaßt, Aufmunterung giebt", in der Regel „weder Freyheit noch Clima, noch irgend etwas dem ähnliches", sondern „immer etwas sehr Zufälliges, ein Hof, ein Fürst, eine Maitresse, ein Minister, ein Demagog". Aufgrund dieser (freilich selbst nicht undogmatischen) Feststellung zieht Heyne Winckelmanns Datierungsmethode grundsätzlich in Zweifel. Dieser habe viele Werke, die ihm besonders schön

erschienen, in die Epoche der „Freiheit“ datiert, auch wenn sie offensichtlich später entstanden seien. Prominentestes Beispiel ist die Laokoongruppe, die Winckelmann aus besagten Gründen noch in die Epoche des „Schönen Stils“ datieren wollte, während nach ihm (und vor Heyne) bereits Lessing gewichtige Argumente für eine Spätdatierung in die frühe römische Kaiserzeit darlegte.

Heyne bestreitet nicht nur den von Winckelmann behaupteten Konnex zwischen Kunstblüte und Freiheit, sondern weist überhaupt die Vorstellung einer völligen Unterordnung des individuellen künstlerischen Schaffens unter die Gesetzmäßigkeiten eines Epochenstils zurück. Zwar ist er sich insgesamt mit Winckelmann einig, daß die Kunst in römischer Zeit verfallen und in byzantinischer Zeit auf einen absoluten Tiefpunkt gesunken sei. Dennoch konnten auch in diesen Zeiten des Niedergangs einzelne Künstler Bedeutendes schaffen. So wie es in Heynes aufklärerischer Weltsicht keine per se unterlegenen Völker und Rassen gibt, so widerstrebt ihm auch eine allzu deterministische Sicht der Epochen: „Ueberhaupt halte ich mich überzeugt, jedes Zeitalter, jedes Clima, jedes Volk, hat seine großen Genies. […] Man fache das Feuer da, wo es sich blicken läßt, mit gutthätiger Hand an, stelle die rechten Muster dar, bringe den wirksamen Geist durch keine Vorurtheile in eine schiefe Richtung; und nun lasse man die Mutter Natur walten: Athen ist überall; und jedes Zeitalter bringt seine Praxiteles und Lysippe hervor.“

Auch in seinen übrigen Forderungen an eine zukünftige Wissenschaft von der antiken Kunst knüpft Heyne einerseits an Winckelmann an und versucht ihn andererseits durch mehr Systematik und Gründlichkeit zu übertreffen. So behandelt er in einer eigenen Abhandlung „*Irrthümer in Erklärung alter Kunstwerke aus einer fehlerhaften Ergänzung*“. Damit greift er ein Lieblingsthema Winckelmanns auf, der viele seiner (besonders italienischen) Vorgänger und Mitforscher grotesker Fehlurteile und -deutungen überführt hatte, weil sie sich von modernen Ergänzungen an antiken Statuen täuschen ließen.

Heyne liefert in seiner eigenen Abhandlung den Beweis, daß auf diesem Feld sogar ohne Autopsie, allein durch kritischen Vergleich von beschreibenden Texten und publizierten Abbildungen mancher Irrtum korrigiert werden könne, wobei auch Winckelmann selbst nicht ungeschoren davonkommt. Heynes detaillierte Analyse eines besonders verwickelten Falls, der Gruppe des sogenannten Farnesischen Stiers, beeindruckt noch heute durch den Scharfsinn, mit dem Widersprüche und Fehler in der einschlägigen antiquarischen Literatur aufgedeckt und vernünftige Hypothesen über die Ergänzungsgeschichte dieses schwer zu beurteilenden Werkes entwickelt werden – ohne daß Heyne je das Original oder auch nur einen Gipsabguß zu Gesicht bekommen hätte.

Mit dieser Arbeit ebenso wie mit seiner wichtigen Abhandlung *Prüfung einiger Nachrichten und Behauptungen vom Laocoon im Belvedere* entwickelte Heyne Grundprinzipien archäologischer Objektanalyse, die zwar vom Modell der philologischen Textkritik abgeleitet sind, aber sehr wesentlich zur Ausbildung einer genuin archäologischen Methodik beigetragen haben. Dazu gehört auch die systematische Erforschung römischer Kopien nach verlorenen griechischen Meisterwerken, deren Nutzen Heyne in seiner Lobschrift auf Winckelmann kurz umreißt, indem er darlegt, wie sich durch genauen Vergleich auch künstlerisch minderwertiger Nachbildungen wertvolle Informationen für die Rekonstruktion der nicht mehr erhaltenen Originale und der dahinter stehenden „Künstler-Idee" gewinnen lassen. „Nützlich kann nunmehr jedes überbliebene Stück des Alterthums werden, aber in seinem gehörigen Verhältniss; ganz verächtlich kann nicht leicht etwas seyn für den, der das verständige Auge mitbringt." In seinem Aufsatz *Die in der Kunst üblichen Arten die Venus vorzustellen* zeigt Heyne am Beispiel der statuarischen Darstellungen der Aphrodite, wie sich auf diese Weise ein unübersichtliches Material typologisch ordnen und einerseits mit den literarisch, andererseits mit den auf Münzbildern überlieferten Statuentypen verbinden läßt.

Der zuletzt genannte Aufsatz führt in dasjenige unter den von Winckelmann behandelten Gebieten, dem Heyne bis ins hohe Alter besondere Aufmerksamkeit widmete: die Ikonographie der antiken Götter und die Darstellung mythologischer Inhalte, also jenes Gebiet, das man seit dem frühen 19. Jahrhundert als „Kunstmythologie" bezeichnete. Auch Winckelmann hatte sich in seinen letzten Lebensjahren, in seinem *Versuch einer Allegorie, besonders für die Kunst* (1766, „Der königlich großbritannischen Gesellschaft der Wissenschaften auf der berühmten Universität zu Göttingen zugeeignet") und seinen *Monumenti inediti spiegati ed illustrati* (1767) eingehend mit ikonographischen Fragen beschäftigt.

Auch hier allerdings sah Heyne die Notwendigkeit einer strikteren wissenschaftlichen Methodik, denn Winckelmann hatte sich in Heynes Augen auch auf diesem Feld zu sehr von seiner „Begeisterung" hinreißen lassen: „Das ganze Streben seines Geistes war in seinen letzten Jahren auf Erklärung von alten Werken und Stücken gerichtet, welche von andern für unerklärbar gehalten wurden, und die es auch zu grossem Theil waren, von denen er aber dennoch eine Erklärung geben wollte. Gleich als wenn die Luft Italiens diesen Einfluß hätte, ergriff ihn, wie es die monumenti inediti lehren, die Krankheit der Zeichendeuterey und Wahrsagerkunst in der Alterthumskunde; er fing an nicht mehr zu erklären, sondern zu rathen; nicht Ausleger des Alterthums, sondern ein Seher zu seyn." Auf diesem wie auf allen anderen Feldern der archäologischen Forschung schien es Heyne sinnvoller, sich zunächst einmal

auf die systematische Erfassung des Faktischen zu beschränken. Notwendig sei ein mythologisches Handbuch, das ohne allen interpretatorischen Überbau die verschiedenen Versionen der einzelnen Mythen und deren Umsetzung in Literatur und bildender Kunst chronologisch geordnet darlege. Mit dieser Forderung ebenso wie mit dem Wunsch nach einem generellen „Repertorium von allen Anticken, die man weiss", hat Heyne ein Arbeitsprogramm definiert, das die folgenden Generationen beschäftigen sollte.

Die positivistisch ausgerichtete Archäologie des 19. Jahrhunderts hat vieles von dem in die Tat umgesetzt, was Heyne in seiner *Lobschrift auf Winkelmann*, aber auch in vielen seiner altertumskundlichen Abhandlungen als vordringlich für die Etablierung einer wissenschaftlichen Archäologie herausgestellt hat. Der Gedanke des „Corpus", der systematischen Sammlung aller Zeugnisse einer Denkmälerklasse beherrschte die Archäologie seit ihrer Institutionalisierung im Instituto di Corrispondenza Archeologica 1829 in Rom, dem Vorläufer des heutigen Deutschen Archäologischen Instituts, und hat monumentale Publikationsprojekte nach sich gezogen, von denen manche noch heute in Arbeit sind. Auch die mythologische Überlieferung und das zugehörige Bildmaterial wurden im Laufe des 19. Jahrhunderts so umfassend zusammengestellt, wie Heyne sich dies gewünscht hatte.

Derjenige Aspekt, der in Heynes Kritik an Winckelmann im Vordergrund stand, nämlich die gewissenhaftere und professionellere Auswertung der Schriftquellen zur antiken Kunst, war nicht nur der Gegenstand der meisten archäologischen Abhandlungen, die Heyne selbst in seinem langen Leben verfaßte. Er hat auch die Archäologie des 19. Jahrhunderts so grundlegend geprägt, daß man diese Phase der Fachgeschichte auch als die der ‚philologischen Archäologie' bezeichnet.

Die für Winckelmann so wichtige Betrachtung der formalen Qualitäten des Kunstwerks und sein stilgeschichtliches Modell hingegen, d.h. diejenigen Aspekte seiner Lehre, für die sich Heyne weniger interessierte, gehörten auch für die aufblühende wissenschaftliche Archäologie der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht zu den aktiv vorangetriebenen Forschungsbereichen. Man begnügte sich eher damit, das Winckelmannsche Modell der Stilepochen und das von ihm verwendete ästhetische Vokabular unkritisch zu repetieren, anstatt es methodisch weiterzuentwickeln. Erst im späten 19. Jahrhunderts änderte sich dies grundlegend: Die Stilgeschichte rückte nun immer mehr ins Zentrum der archäologischen Forschung. Die traditionelle Beschwörung des ‚Winckelmannschen Erbes' gewann dadurch neue Aktualität, zumal auch die junge Fachdisziplin der Kunstgeschichte sich ausdrücklich auf diesen Aspekt des Winckelmannschen Werks berief und der Archäologie damit wichtige Anregungen gab. Überspitzt könnte man formulieren, daß die Archäologie erst jetzt aus der Bahn

heraustrat, die ihr durch Heynes Auseinandersetzung mit den Lehren Winckelmanns und sein daraus abgeleitetes Forschungsprogramm vorgezeichnet worden war.

Literatur:

Die wichtigsten Stellungnahmen Heynes zu Winckelmann sind:
Berichtigung und Ergänzung der Winkelmannischen Geschichte der Kunst des Alterthums. *Deutsche Schriften von der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen herausgegeben,* 1. Bd. Göttingen und Gotha 1771, S. 204–266
Lobschrift auf Winkelmann, Cassel 1778 (wieder abgedruckt in: Arthur Schulz, *Die Kasseler Lobschriften auf Winckelmann,* Berlin 1963, S. 17–27)
Sammlung antiquarischer Aufsätze, 1. Stück/2. Stück, Leipzig 1778–79 (für die Auseinandersetzung mit Winckelmann besonders wichtig die Vorrede zum 1. Stück, S. III–X und ebd. S. 165–235)

Sehr negativ wird Heynes Einstellung zu Winckelmann beurteilt von Carl Justi, *Winckelmann und seine Zeitgenossen,* Bd. 3, Leipzig ²1898, S. 201–204; ähnlich Arthur Schulz, a.O., S. 9–15

Die detaillierteste neuere Untersuchung zum Thema ist: Stephanie-Gerrit Bruer, *Die Wirkung Winckelmanns in der deutschen Klassischen Archäologie des 19. Jahrhunderts* . Stuttgart 1994, S. bes. 29–42

ferner:
Maria Michaela Sassi, La freddezza dello storico: Christian Gottlob Heyne, *Annali della Scuola Normale Superiore di Pisa, Classe di lettere e filosofia,* 3. Ser., Bd. 16, 1986, S. 105–126
Winckelmanns Wirkung auf seine Zeit. Lessing–Herder–Heyne (Schriften der Winckelmann-Gesellschaft, 7). Stendal 1988
Bettina Preiss, *Die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Laokoongruppe. Die Bedeutung Christian Gottlob Heynes für die Archäologie des 18. Jahrhunderts* (Diss. Bonn 1988). Alfter 1992
Martin Vöhler, Christian Gottlob Heyne und das Studium das Altertums in Deutschland, in: Glenn W. Most, *Disciplining Classics – Altertumswissenschaft als Beruf* (Aporemata. Kritische Studien zur Philologiegeschichte, 6). Göttingen 2002, S.39–54, bes. 44–49

Chr. G. Heynes Vorlesungen über die Archäologie

Hartmut Döhl

1763 wurde Christian Gottlob Heyne (1729–1812) von Dresden nach Göttingen berufen. Er trat hier die Nachfolge von Johann Matthias Gesner (1691–1761, Professor in Göttingen seit 1734) an, zu dessen Aufgaben neben der Klassischen Philologie auch ein uns heute seltsam anmutendes Fach, die Beredsamkeit, gehörte. Unter Heynes weitere Aufgaben fiel ferner die Betreuung der Universitätsbibliothek und damit verbunden später auch der Aufbau und Ausbau der Abgußsammlung.

Heyne war bis dahin vor allem als Philologe hervorgetreten, hatte sich aber – über die engere Philologie hinaus – auch im weiteren Feld der Altertumskunde mit seinen Erläuterungen zum 3. Band der Lippert'schen Daktyliothek (1762/63) einen guten Namen gemacht.

Die Erklärung der einzelnen Gemmen erforderte ein hohes Maß an Einbeziehung literarischer Texte in ihrem weitesten Umfang. Für Heyne muß dieses massive Eintauchen in die Literatur wie ein Gang ins gelobte Land gewesen sein. In der Rückschau erinnerte er sich:

„Bisher hatte ich, Jahre lang, ohne Bücher gelebt, durch welche ich meine Kenntnisse, am wenigsten gelehrte, hätte erweitern, oder nur nähren können. Der gute Lippert trug mir die Ausarbeitung des lateinischen Textes zu seinem dritten Tausend Pasten von geschnittenen Steinen auf. [...]."

Die enge Verzahnung von archäologischem Objekt, altphilologischem Text und weitem bibliothekarischen Instrumentarium bestimmte Heynes Wirken dann verstärkt in Göttingen und führte ihn sehr bald zur Herausbildung eines eigenständigen – in Deutschland neuen – Wissenschaftszweiges der Archäologie (der Kunst).

Das Wechselspiel von Kunstobjekt und literarischer Aussage hatte Heyne – freilich in eher tastenden Versuchen – bereits während seines Studiums in Leipzig zunächst bei Johann Friedrich Christ (1701–1756) kennengelernt, dann – methodischer – bei Johann August Ernesti (1709–1781), als dessen wissenschaftlicher Zögling er gelegentlich apostrophiert wurde.

In der konsequenten Verbindung von Kunst und Philologie sah Heyne im weiteren seine große Aufgabe, und schon bald führte ihn dies zur Entwicklung eines Systems der Archäologie der Kunst. Damit bildet er einen von der Qualität und dem Methodischen her höchst interessanten Gegenpol zu Johann Joachim Winckelmann (1717–1768), dessen epochale *Geschichte der Kunst des Altertums* 1764 erschien.

Bereits 1762 hatte Winckelmann seine *Anmerkungen über die Baukunst der Alten* publiziert, 1762 und 1764 folgten in Buchform die vor Ort gewonnen Erkenntnisse über die neuen Ausgrabungen in Herculaneum. Alle diese Werke kamen Heyne in ihrer Zielsetzung zu Beginn seiner Göttinger Tätigkeit sehr entgegen.

Bereits für das WS 1763 hatte Heyne erstmals eine „öffentliche" Vorlesung „Veterum monumentorum et arteficiorum notitiam deinceps traditus" („publice") angekündigt, also eine Besprechung alter Monumente und Kunstwerke in ihrer zeitlichen Reihenfolge. Ob diese Vorlesung dann tatsächlich auch stattfand, wissen wir nicht; das gilt gleichermaßen für eine für das WS 1764 angekündigte Vorlesung „rem gemmariam et numismaticam veterum", die „Herr Prof. Heyne zu lesen erbötig" war, also über Gemmen und Münzen der Alten. In beiden Fällen läßt die Vorlesungsabsicht deutlich erkennen, daß Heyne hier eigene Forschungsergebnisse und -erfahrungen ins Zentrum zu stellen beabsichtigte. Das war bislang an den deutschen Universitäten im Bereich der Altertumskunde nicht üblich. Wie andernorts hielt man bislang auch in Göttingen die Vorlesungen schwerpunktmäßig an Hand der „Klassiker". Seit Jahrzehnten las man die „griechischen Altertümer" nach Lambert Bos, die „Römischen Altertümer" nach Willem Hendrik Nieupoort (1723; ab 1740 in der von Gesner redigierten Fassung), und die „Schönen Künste" nach Charles Batteux (1713–1780; ab 1751 in der deutsche Bearbeitung von Johann Adolf Schlegel).

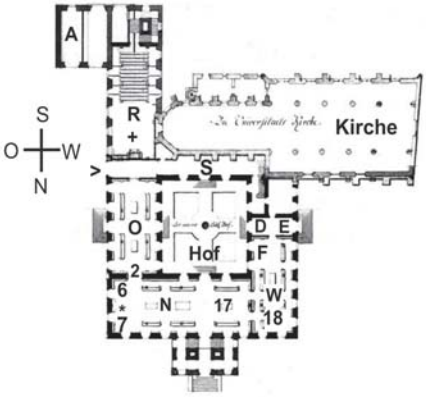
Auch Heyne scheint man zu Anfang seiner Laufbahn in Göttingen das ‚Altbewährte' nahegelegt zu haben, er löste sich aber sehr schnell von dieser Vorgabe. Seit 1767 bot er zusätzlich zu den bis dahin üblichen Vorlesungen (antike Autoren und antiquitates) in regelmäßigem Turnus im Sommersemester Vorlesungen zur Archäologie und den schönen Künsten an, zunächst mit der Ankündigung „Archaeologiam, seu notitiam monumentorum antiquorum eorumque comparationem cum praeceptis artium elegantiorum nunc primum docebit", seit 1772 auch mit deutscher Ankündigung „Die Archäologie oder die Kenntniß der Kunst und der Kunstwerke des Alterthums". Heyne ist damit der erste Altertumskundler, der in Deutschland die Archäologie als eine eigenständige Disziplin an der Universität gelehrt hat.

Heynes Schwiegersohn Heeren berichtet hierzu (wohl in mehrfacher Hinsicht nicht ganz korrekt): „Heyne las zum erstenmal Archaeologie zu Ostern 1767. Er verdankte Winkelmann die Idee des Ganzen". Eher als Winckelmann war es aber wohl die Leipziger Studienzeit (1748–1752) mit seinen dortigen Lehrern Christ und Ernesti und dann später die Beschäftigung mit den Lippertschen Gemmen, die Heyne in seiner wissenschaftlichen Ausrichtung wesentlich beeinflußt hatten. Im Hinblick auf strenge Methodik verdankte er zweifellos sehr viel auch seinem ‚Doktorvater', dem Juristen Johann August Bach, der in Leipzig „das Römische Recht in steter Verbindung mit

1788 Schematische Verteilung

(Plan nach Pütter II)

Erdgeschoss

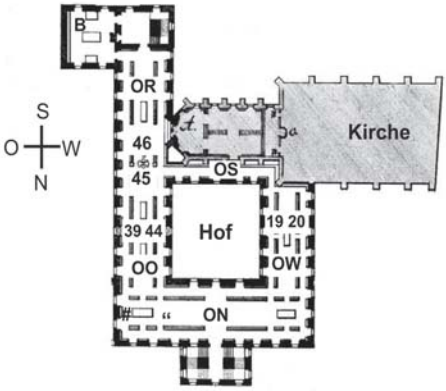


A Archiv (der juristischen Fakultät)
D Patristik/Journale
E Bibliothekar/Journale
F Patristik
N PHYSIKAL. Saal/ Antiqu/Numism/Kriegsg./ Math/Nat.wiss./Oekon.
O Akademisches Museum (1774-1795)
R Sommer-Auditorium
S Gang
W THEOL. Saal (unten) Bibel/Exegese

> Eingang zum neuen Hof
+ Georg II. Bildnis
* Georg III. Büste

Statuen:
2 sitzende Agrippina
6 Mengs Büste (oder 7)
7 Winckelmann Büste (oder 6)
17 Vestalin (Herkulanerin)
18 Silen mit Baccuskind

Obergeschoss



B Bibliothekar/Katalog

ON groß. HIST. Saal: Geogr/Kart/Archäol.
OO JURIST. Saal
OR Altphil./Kunst/Vermischtes
OS Uffenbach/Asch Russ.Bibl./Päd/ Redekunst/Epistol./W-Wand Nische für Gips
OW MEDIZIN. Saal/Philos./ Politik/Oekon./ehem. Theol. Saal

" Heynes Vorlesungen
Münchhausen Bildnis

Statuen:
19 borghesischer Fechter (oder 20)
20 sterbender Fechter (oder 19)
39 Laocoon (Vater) (oder 44)
44 Apoll Belvedere (oder 39)
45 Florentiner Faun Doppelnische
46 Venus Medici

Grundriß des Kollegiengebäudes 1788 mit vermutlicher Aufstellung der Gipsabgüsse und Standort Heynes während der Archäologievorlesung im Nordsaal des Obergeschosses

alter Litteratur und Geschichte" lehrte und unter anderem auch „Vorlesungen über Römische Alterthümer für Juristen" hielt. Heyne beendete sein Studium – nebenbei bemerkt – 1752 mit einer juristischen Disputation unter Bach!

Christian Gottlob Heynes Vorlesungen über die Archäologie gehören zu den berühmten Vorlesungen des 18. Jahrhunderts, deren Wirkung sich weit über den Göttinger Raum erstreckte. Mehr als zehn Mitschriften sind mittlerweile bekannt. Aus den Jahren 1771/72 stammen die ersten uns erhaltenen Mitschriften seiner Vorlesungen, von denen eine später in den Besitz von Goethe gelangte; ebenfalls im Besitz von Goethe befand sich eine Mitschrift aus dem Jahr 1773.

1772 erschien in deutscher Sprache Heynes *Einleitung in das Studium der Antike, oder Grundriß einer Anführung zur Kenntniß der alten Kunstwerke. Zum Gebrauche bey seinen Vorlesungen entworfen von Chr. Gottl. Heyne*. Göttingen und Gotha [1772], ein ‚Skelett' seiner Vorlesung, in dem er Zielsetzung und Umfang des Themas absteckt. Solche Vorlesungskompendien waren im damaligen Universitätsbetrieb nichts Ungewöhnliches.

Die Vorlesung verfolgte neben dem wissenschaftlichen Aspekt aber auch einen ganz pragmatischen: Sie sollte helfen, die vornehme Klientel auf die ‚Grand Tour', die große Reise vorzubereiten. Heyne stand damit in Göttingen nicht allein; berühmt war das Reisekolleg seines Kollegen August Ludwig Schlözer: „Herr Hofrath Schlözer wird im nächsten Winter wöchentlich in 2 oder 3 Stunden Abends um 6 Uhr zum Behuf derer, die einmal reisen wollen, ein Reisecollegium halten" ist zwischen 1772 und 1795 des öfteren als Veranstaltung angekündigt.

Heyne hat seine Vorlesung bis ins hohe Alter hinein abgehalten. Zum letzten Mal hat er die ‚Archäologie' als Siebenundsiebzigjähriger für das SS 1806 angekündigt. Fünf Jahre zuvor hatte Clemens Brentano (1778–1842) als Student in Göttingen auch Vorlesungen bei Heyne und bei dessen Schwiegersohn, dem Historiker Heeren, besucht. Sein briefliches Urteil über die alte Garde ist vernichtend: „Zwar höre ich Archäologie bei Heynen, aber das ist das jämmerlichste Zeug, und alte Staatengeschichte bei Heeren, aber du Gott! da schlief ich meistens drinne."

Es ist bis heute nicht möglich, ein klares Bild von der großen Bedeutung der Heyneschen Archäologievorlesungen für die Zeitgeschichte zu gewinnen, da keine einzige der Mitschriften für die weitere Forschung zugänglich gemacht wurde. Zwar erschien bereits 1822 (postum und mit nicht genanntem Herausgeber) eine gedruckte Fassung der *Akademischen Vorlesungen über die Archäologie der Kunst des Alterthums, insbesondere der Griechen und Römer. Ein Leitfaden für Leser der alten Klassiker, Freunde der Antike, Künstler und diejenigen, welche Antikensammlungen mit Nutzen betrachten wollen*, doch ist diese Ausgabe für eine kritische Bewertung

Heynes ganz unbrauchbar, da es sich hierbei um eine Kompilation aus verschiedenen Mitschriften handelt, bei der obendrein der Heynesche Originalton vielfach entstellt ist und die Heynesche Systematik wohl auch nicht begriffen wurde.

Winckelmann hatte seine Kunstgeschichte in zwei Teile aufgegliedert: zum einen die Geschichte der Kunst „nach dem Wesen derselben", zum anderen „nach den äußeren Umständen der Zeit unter den Griechen", was für ihn „im engeren Verstande Geschichte" bedeutete. Beide Teile sind aber im ‚weiteren Verstande' historisch deskriptiv, die eingeführten Denkmäler erscheinen in ihrem chronologischen Kontext.

Anders als Winckelmann ging es Heyne darum, nicht nur die Kunst in ihrer Entwicklung aufzuzeigen, sondern auch die ungeheure Masse des Denkmälerbestandes in ein logisches Ordnungssystem zu bringen. Seine Zielsetzung dabei wird durch die Gliederung im zweiten (bzw. dritten) Teil seiner Vorlesung deutlich:

Heyne Vorlesung (1798) – Gliederungsschema

```
antike Monumente (ohne Münzen):

+Bildnerey   Relief   Malerei   Mosaik  +Suppellex  Gemmen   Architektur
+Rundskulptur                           +Geräte
     ¦
    +-------------+
  ganze Figur   halbe Figur
    ¦             +---------------»
  +---------------+
männl.  weibl.  Tiere
  ¦       ¦       +----------------------------------------------»
  ¦       +-----------------------------------------»
 +----------------------------------------+
+Götter     Helden   +zus.gesetzt    +histor.Fig.
+u.Nachgeb.  ¦       +Mensch/Tier    +Porträt
   ¦         ¦           ¦               +----------------»
   ¦         ¦           +-----------------»
   ¦         +---------------»
  +---------------+
jugdl.   alt   kindl.
  ¦       ¦       +-------------------------------»
  ¦       +------------------------»
 +-------------------»
Apoll  Bachus  usf.
```

Es verwundert vielleicht das Fehlen von Architektur und Numismatik in diesem System, doch nach dem damaligen Verständnis gehörten beide Wissenszweige zu anderen Disziplinen.

Heynes System hat eine fast Linné'sche Prägung. Und es ist vielleicht kein reines Spiel des Zufalls, wenn im WS 1763 der Göttinger Mineraloge und Naturwissen-

schaftler Büttner ein privatissime über naturalis historia „ex systemate illustris Linnaei" anbietet.

Dieser systematische Ansatz, das Bestreben, den riesigen Denkmälervorrat ‚wie ein Naturwissenschaftler' in ein überschaubares logisches Gliederungssystem zu bringen, fehlt bei Winckelmann. Er hatte bei seiner Kunstgeschichte zwei wesentliche Anliegen: In erster Linie ging es ihm darum, den haptischen, sinnlichen Reiz der Kunstwerke zu erfassen, sie mit den Augen des Künstlers zu sehen, doch ebenso sehr lag ihm daran, Gesetzmäßigkeiten für die Herausbildung guter oder schlechter Kunst nachzuweisen.

Heyne hat sich früh und wiederholt kritisch mit Winckelmanns *Geschichte der Kunst* auseinandergesetzt. Den von Winckelmann sehr umfänglich beschriebenen Gesetzmäßigkeiten (bedingt vor allem durch Faktoren wie Klima, Freiheit) setzt Heyne historische Fakten gegenüber, die seiner Meinung nach deutlich machen, daß es diese Gesetze in dieser Form nicht gab.

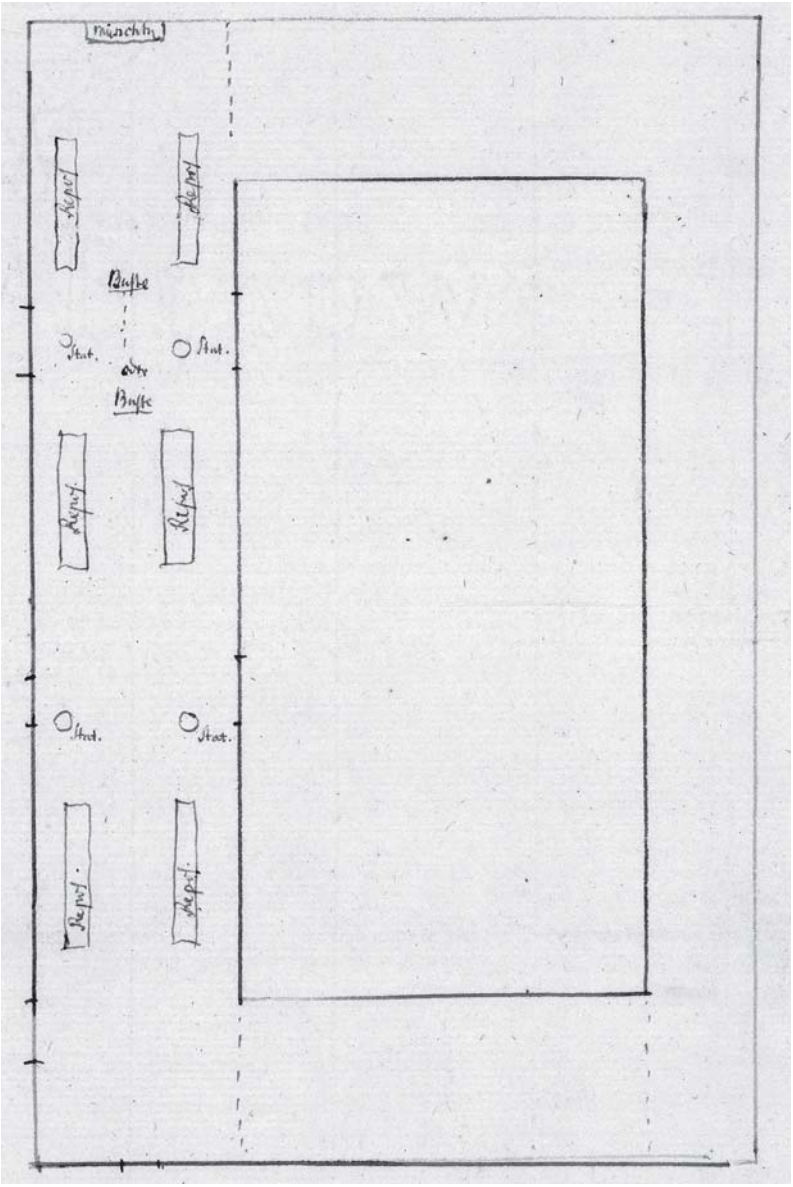
Aber auch an dem eigentlich kunstgeschichtlichen Teil des Buches übt er Kritik. Er bemängelt, daß hier oft schwärmerische Emphase mit einer mangelnden wissenschaftlichen Gründlichkeit Hand in Hand geht, und er antwortet auf Winckelmann aus einer umfassenden Denkmäler- und Quellenkenntnis heraus. Besonderen Wert legte er dabei auch auf die kunstgeschichtliche Überprüfung des Quellenwertes, d.h. auf eine exakte Bestimmung des antik erhaltenen und des neuzeitlich ergänzten Bestandes. Ein Nachteil für Heyne war es, daß er sich natürlich nur auf bereits publiziertes Material stützen konnte; ihm fehlte Winckelmanns Autopsie vor Ort, ein Mangel, dem er durch den Aufbau einer Abgußsammlung wenigstens teilweise abzuhelfen versuchte.

Im Unterschied zu Winckelmann, der schon sehr früh zu dem Mittel der Buchpublikation neigte, versuchte Heyne die neue Disziplin zunächst im Rahmen seiner Lehrveranstaltungen zu etablieren. Bedeutende Männer wie die Gebrüder Humboldt, der auch als Ausgräber tätige Philologe und Archäologe Friedrich Thiersch oder der dänische Archäologe Zoëga gehörten zu seinen Hörern. Wie groß die Zahl seiner indirekten Schüler ist, läßt sich nicht ermitteln.

Man hatte von Heyne erwartet, daß er seine Archäologie-Vorlesung publizieren würde; er hat dies aber nicht getan, weil er seine Vorlesungen immer nur als „Sparren zu einem Gebäude" ansah, „das ausfüllen und vollenden kann, wer da will und kann."

Göttinger Archäologie-Vorlesungen nach Chr. G. Heyne

Archäologie gehörte in Göttingen auch nach Heyne weiterhin zum festen Lehrprogramm. Sein unmittelbarer Nachfolger Friedrich Gottlieb Welcker (1784–1868, in



Planskizze des Nordsaals mit Verteilung der Gipsabgüsse 1776, Göttingen, Archiv der SUB

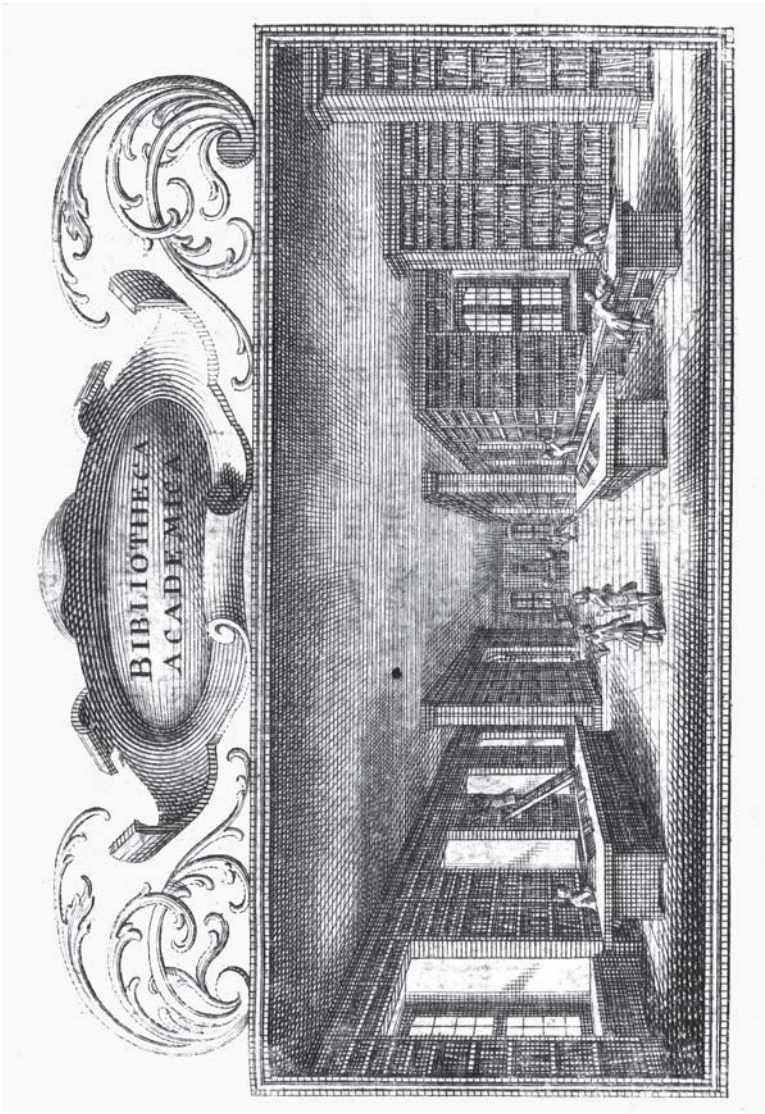
Göttingen 1816–1819) las zwar die Archäologie, entwickelte aber kein eigenes Handbuch (s. aber unten).

Erst Karl Otfried Müller (1797–1840) verfasste dann ein weit verbreitetes und lange gültiges *Handbuch der Archäologie der Kunst*, dessen erste Auflage 1830 erschien. In der Vorrede heißt es:

„Dieses Buch ist durch den Wunsch veranlaßt worden, der sich bei Vorlesungen über Kunstgegenstände besonders aufdrängt, dem Vortrage ein Buch zum Grunde legen zu können, welches ihn dadurch, daß es die wichtigsten Monumente nebst Namen, Zahlen und Nachweisungen kurz und bündig darlegt, von manchen Hemmungen befreit, und eine leichtere und lebendigere Entwickelung und Ausführung in mündlicher Rede möglich macht. Nachher hat das Interesse, welches der sonst wenig angestellte Versuch, die gesamte Wissenschaft der alten Kunst in einer systematischen Vollständigkeit zu entwerfen, in dem Verfasser erregte, ihn in manchen Punkten weiter zu gehen genöthigt, als es wohl seine ursprüngliche Absicht war; es hat bewirkt, daß das bezweckte Compendium einen größern Inhalt und Umfang gewonnen hat, als ein gewöhnlicher hundertstündiger Cursus gleichmäßig ausführen kann [...]. Der Verfasser wünscht, daß auf diese Weise das Werk zugleich [...] ein nützlicher Leitfaden, und für die Kenner des Fachs wenigstens ein Handbuch geworden sein möchte [...].“ Müllers Handbuch ist wieder rein kunsthistorisch; Heynes typologischer Ansatz findet keine Fortsetzung.

Müllers Nachfolger in Göttingen wurde der Philologe Karl Friedrich Hermann, zu dessen Aufgaben ebenfalls die Archäologie gehörte. Er verfasste 1844 ein 16-seitiges *Schema akademischer Vorträge über Archäologie oder Geschichte der Kunst des classischen Alterhums*, das wiederum der kunsthistorischen Anordnung folgte. „Die Blätter machen keinen weiteren Anspruch, als einen ungefähren Weg vorzuzeichnen, auf welchem ein akademischer Lehrer, der mit seinem Stoffe hauszuhalten weiss, mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen kann, im Laufe eines Semesters das ganze Gebiet der classischen Kunstlehre so weit zu durchwandern, als der gegenwärtige Standpunct der Wissenschaft einem jungen Philologen dessen Kenntniss nöthig macht. [...] das classische Lehrbuch meines unersetzlichen Vorgängers [...] in dem ganzen Umfange seines Plans akademischen Vorträgen zu Grunde zu legen, hat der Verfasser [Müller] selbst nach der Vorrede seiner zweiten Ausgabe [1835] mit der für diesen Gegenstand gewöhnlich zugemessenen Zeit nicht mehr vereinbar gefunden, und so habe ich schon in Marburg vorgezogen, [...] meinen Plan [...] mir selbst [...] zu entwerfen ...“. Anders als bei Heyne und Müller (und später Welcker) wird von Hermann die Archäologie in ihrer Bedeutung zur Dienerin der Philologie herabgestuft.

Und noch einmal meldet sich dann 1848 eine Alt-Göttinger Stimme zum Thema



Ansicht des Nordsaals von Westen
Vignette aus J. St. Pütter, *Versuch einer academischen Gelehrten-Geschichte*, Bd. 1 (1765)

‚Handbuch' zu Wort bei der Herausgabe der dritten Auflage des Müllerschen Handbuchs. In Welckers Vorwort heißt es dort knapp und bündig: „Die neue Ausgabe dieses Buches übernahm ich nach dem dringenden Wunsche der hochachtbaren hinterlassenen Gattin des Verfassers und seiner nächsten Freunde. Wie dasselbe bisher dem Studium der alten Kunst und ihrer Denkmäler anerkannt sehr förderlich gewesen ist, so wird es ihm ohne Zweifel auch künftig gute Dienste thun."

Anhang:

a) Stellenwert der Gemmen im Rahmen der Archäologievorlesung

Im Rahmen der Göttinger Ausstellung mag hier auch ein Wort zur Bedeutung der Gemmen in Heynes Vorlesung am Platz sein.

Heyne hatte, als er 1763 nach Göttingen kam, eine sehr fundierte Kenntnis von der Bedeutung und der Aussagekraft antiker Gemmen mitgebracht. So hat er den Gemmen auch immer einen breiten Raum in den Vorlesungen eingeräumt.

Bei der Besprechung der Kunstwerke mußte er sich auf Kupferstiche (oder die wenigen Abgüsse) verlassen, bei den Gemmen standen ihm zwar auch zunächst nur gedruckte Publikationen zur Verfügung, später aber auch Abgüsse. Er hat in den Vorlesungen dabei auch ganz praktische Hinweise gegeben, wie man sich solche Abgüsse selbst herstellen könne. Der breite Raum, den die Gemmen in Heynes Vorlesung beanspruchten, folgte wohl wieder einem doppelten Zweck: Gemmen waren die Kunst der Alten, die sich auch der weniger betuchte Italienreisende bei seiner „Grand Tour" leisten konnte; Gemmen waren klein und handlich und beschwerten bei der weiteren Reise nicht.

Der Umfang des Gemmenabschnitts beträgt:

Einleitung	1772	insges. 24 SS.	Gemmen S. 20– 23
Handschrift	1772	insges. 528 SS.	Gemmen S. 342–442
Handschrift	1779	insges. 628 SS.	Gemmen S. 477–583
Handschrift	1798	insges. 247/XX SS.	Gemmen S. 210–232
Druckfassung	1822	insges. 598 SS.	Gemmen S. 498–536

Zu den Zeugnissen, die den unmittelbaren Einsatz der Gemmen in der Heyneschen Vorlesung belegen, gehört ein Konvolut von Gemmenabdrücken in Wiesbaden mit einer beigefügten zeitgenössischen Notiz (um 1800):

„438 Gipsabgüsse antiker Gemmen / in 6 aufeinander gefalzten Abtheilungen / dieser Kästchen; nebst Verzeichniß nach / einem Ms in 40 grün in Pappe eingebunden, aus / den archäologischen Vorlesungen von / Chr. Gottl. Heyne."

Leider ist nicht bekannt, wann und wie im einzelnen dieses Konvolut in das Museum gelangt ist. Ebenfalls in den Umkreis der Vorlesung dürfte ein kurioses „Schulheft" gehören mit folgender Aufschrift:
Verzeichniß der / Mitologische [sic!] Dacthiliothek [sic!]: / verfertig [sic!]: durch / Joh. Lud Lorentz / in / Göttingen 1787.

Es enthält auf den ersten sieben Seiten 48 Katalognummern, auf der letzten Seite (S. 8) wird die Zählung fortgesetzt, aber kein Eintrag mehr vorgenommen.

b) Zeitgenössische Äußerungen zu Heynes Vorlesung

Heyne (1772)
Brief an Hagedorn 3.10.1772

„Von allen den Materialien, die hin und wieder in den Werken der Antiquaren zerstreuet sind, ein regelmäßiges und übersehbares Gebäude aufzuführen, [...] das hat zuerst und allein unser Winkelmann versucht. Das nächste alsdann ist: Dem Studio des Alterthums eine wissenschaftliche Gestalt zu geben, so daß es, wie andere Wissenschaften nach einer bequemen Methode vorgetragen werden kann, [...] das habe ich versucht. [...] Im academischen Vortrag wird also bloß der Grund gelegt, und das Gesparr zu einem Gebäude aufgeführt, das ausfüllen und vollenden kann, wer da will und kann."

„Täglich befestige ich mich in meinem antiquarischen Scepticismus immer mehr und mehr, finde der gegründeten Behauptungen immer weniger und weniger, ohne doch sogleich das Schild eines Reformators auszuhängen."

[Zu Einleitung/Grundriß der Vorlesung]: „Einleitung. oder Cursus, oder ein anderer Name, ist mir alles gleich viel. Die Sache, der Körper, bleibt überall der Vortrag im Collegio selbst; das Büchelchen sind die bloßen Punkte, das Skelett – das Fachwerk, die Repositorien von den Sachen, die gesagt werden sollen und in welcher Ordnung sie gesagt werden sollen."

Heyne zu seinen Vorlesungen (1778)
(Sammlung antiquarischer Aufsätze, I, 1778. Einleitung)

(S.VI) „Allein es wäre traurig, wenn das Studium der griechischen und lateinischen Litteratur bey der Kenntniß und durch das Studium der Kunst selbst nichts gewinnen sollte."

(S.VIII) „Kritik der Sachen, der Geschichte und der Stellen der alten Schriftsteller, auf die man sich beruft, sehe ich überhaupt bey der Stufe, worauf wir (S. IX) im antiquarischen Studium stehen, als etwas sehr wichtiges und nöthiges an. [...] Ich besitze [aber] weder Kräfte, noch Kenntnisse, noch Muße genug, um ein Ganzes

[gemeint ist eine Geschichte der Kunst des Altertums], wovon mir zuweilen ein dunkeles Bild vor dem Auge schwebt, auszuarbeiten; ich muß mich also begnügen, einzelne Gedanken und Anmerkungen mitzuteilen. Ich habe bisher jeden Sommer Veranlassung gehabt, einer ausgesuchten Anzahl Zuhörer eine Einleitung in das Studium des Alterthums vorzutragen; das Zweckmäßige einer solchen Einleitung hat mir zur Zeit die meiste Mühe gemacht, und ein jedesmaliger Vortrag hat daher vielfache Veränderungen erlitten. Vielleicht erwecke ich nach und nach einen Kopf, der das Gebäude aufführt, zu welchem ich einige Materialien beyzutragen mir vorsetze. (S. X) Übrigens schränke ich mich auf dasjenige ein, was ich leisten kann ohne Italien gesehen zu haben, und wage kein Urtheil über alte Kunstwerke, als so weit sich der Gedanke und die Ausführung aus Zeichnung, Kupfern und Nachrichten beurtheilen läßt."

Heyne (1778)
Lobschrift auf Winkelmann. 1778

„Wie der Naturkündiger die einzelnen Körper [...] in Classen gebracht übersehen muß: so muß ein Alterthumskenner eine so viel möglich vollständige Kenntniß aller Ueberbleibsel des Alterthums nach den verschiedenen Stuffen ihres Werths besitzen, zugleich mit der Fertigkeit die Gegenstände zu erklären, die Kunst, das Zeitalter, die Aechtheit, den Werth jedes Stückes zu bestimmen. Was für eine weitläuftige Gelehrsamkeit setzt dieses voraus!"

J. S. Pütter, Versuch einer acad.Gelehrtengeschichte II. 1788.

(S. 349) „Endlich hält Hofr. Heyne noch ein Collegium, das zufälliger Weise den Namen der Archäologie führt, in der Tat aber eine Anleitung für das Studium der Antike ist; insonderheit zur Vorbereitung derjenigen, welche auf Reisen zu gehen gedenken. Nach gegebenen allgemeinen Begriffen von Kunst [...] werden die vorzüglichen alten Kunstwerke in Abgüssen, Abdrücken oder in Kupfern vorgelegt."

A. H. L. Heeren, Christian Gottlob Heyne. 1813.

(S. 239) „Als öffentlicher Lehrer war sein Wirkungskreis [...] so groß, wie von irgendeinem seiner Collegen. Und doch hatte er auch hier manches gegen sich. Sein Fach selbst legte ihm sehr große Hindernisse in den Weg. Es war, als er sein Amt antrat, so wenig ein Brodstudium, als ein Modestudium. Gesner, sein Vorgänger, hatte immer nur einen engen Kreis von Zuhörern gehabt; bloß künftige Schulmänner, und etwa solche, die noch glaubten, die Humaniora etwas nachholen zu müssen. Auch Er [Heyne] gründete seinen Beyfall nicht schnell [...]; aber als er ihn gegründet

hatte, etwa gegen die Mitte der siebziger Jahre, blieb er auch drittehalb Decennien hindurch [...] fest und unerschüttert. Es war ganz gewöhnlich, daß er in seinen Privatvorlesungen 80 bis 100 [...] Zuhörer hatte."

(S. 240) „Sein Äußeres imponirte nicht. Er pflegte auf dem Catheder zu sitzen; und ragte kaum darüber hervor. Sein Organ war auch im Hörsale (er mußte oft sich räuspern) keins der angenehmsten. [...] selbst auch die Vorzüge, die man als wesentlich zu betrachten pflegt, strenge Ordnung in seinem Vortrage, mochte man zuweilen vermissen; und ein gutes Heft bey ihm zu schreiben, der gewöhnliche Maßstab des Vortrags bey dem großen Haufen, erforderte Uebung. Er selbst hatte sich für keins seiner Collegien ein eigentliches Heft ausgearbeitet. [...] Beym zusammenhängenden Vortrage hatte er Collectaneen, alle auf einzelnen Blättern; diese in einer Folge von Mappen nach den Materien getrennt. [...] (S. 241) Als einer der fleißigsten [...] las er zwey, im Sommer gewöhnlich drey Stunden täglich. [...] In der letzten Viertelstunde, ehe er ins Auditorium ging, sah er seine Papiere durch; auf den Ausdruck im Voraus zu studieren, fiel ihm nicht ein; er verließ sich noch mehr auf das, was er im Kopfe, als was er auf dem Papiere hatte. [...] Der ganze Vortrag war frey und natürlich. [...] (S. 242) Man nehme hinzu, daß er immer ganz bey demjenigen Gegenstande war, von dem er sprach. [...] Sein Vortrag hatte also einen hohen Grad von Lebendigkeit."

(S. 247) „Heyne war es, der dieses Fach [Archaeologie] zuerst in den Kreis der academischen Unterrichtsfächer zog. Er sah darin das Mittel, junge Gemüther mit der Liebe zur Kunst zu entflammen, und die Alterthumskunde überhaupt auch in die höhern Stände einzuführen. Seine Zuhörer waren hier gewöhnlich großentheils Jünglinge aus diesen Ständen; die in Italien oder überhaupt im Auslande durch den Anblick der Kunstwerke sich bilden wollten."

(S. 248) „Heyne hielt diese Vorlesungen gewöhnlich im Sommer, auf der öffentlichen Bibliothek. Er sah sich hier theils von Abgüssen der Antiken, theils von allen den Prachtwerken umgeben, welche Abbildungen der alten Kunstwerke darbieten. Sein Plan umfaßte zwar das ganze Gebiet der alten Kunst; (jedoch mit Ausnahme der Münzen); er behielt aber doch immer den Hauptzweck vor Augen, seine jungen Zuhörer mit dem, was ihnen nach ihrer Lage Bedürfniß seyn konnte, besonders mit den wichtigen Kunstwerken, bekannt zu machen. Aber wenn er sie gleich als Kunstwerke ansehen lehrte, so erläuterte er sie doch gar nicht bloß aesthetisch; sondern zugleich auch wissenschaftlich und gelehrt. Auch beym Apoll und Laocoon hörte man keine Exclamationen. Viel weniger ging er dabey in metaphysische Erörterungen des Schönen hinein!

Nachdem er in der Einleitung die allgemeinen theils realen theils litterarischen Vorkenntnisse über Kunst überhaupt, und besonders Kunst im Altertum gegeben

hatte, ging er in dem ersten Theil der Geschichte der Kunst nach den Völkern durch. [...] (S. 249) Bey jedem Volk wurden die Ursachen angegeben, durch welche die Kunst stieg und wiederum sank. [...] Es ward der eigenthümliche Character, den die Kunst bey jedem Volke annahm, deutlich gemacht. Alles dieß mit Rücksicht auf Winkelmann, aber deshalb nicht nach Winkelmann. [...] Der zweyte Theil ordnete nun die alten Kunstwerke nach ihren Classen. Zuerst Statuen. Männliche, weibliche. Jede wieder zerfallend (S. 250) in Gottheiten, Heroen, Porträtstatuen ecc. Indem die Gottheiten der Reihe nach durchgegangen wurden, war hier gleich der Ort, die Kunstmythologie [...] anzuknüpfen. Auf die Statuen folgten die Reliefs; die Büsten; die geschnittenen Steine; die Gemählde; die Mosaik. (Was zur Architectur zu sagen war, ward schon im ersten Theile beygebracht.) Dann folgten noch die Abschnitte über das Mechanische und Technische; und dann über das Antiquarische der alten Kunst; über Critik und Hermeneutik der Antike. Zuweilen änderte er die Anordnung dahin, daß er diese Abschnitte schon nach den Büsten einschaltete."

(S. 250) „Und da ein grausames Schicksal Winkelmann schon so früh wegraffte, wo war der Mann, der so wie Heyne dieses Studium als Lehrer aufrecht erhielt, und, indem er es lehrte, zugleich so viele der edelsten Freunde ihm zuführte?"

(S. 257) „Die von ihm gehaltenen Vorlesungen standen gewöhnlich mit seinen übrigen Studien in Verbindung. Die Gegenstände, welche eine besondere gelehrte Ausführung verdienten [...] pflegte er für die Societät sich vorzubehalten."

(S. 411) „Der Genuß, den ihm die zeichnenden Künste gewährten, (practisch übte er auch sie nicht aus;) war von anderer Art. Da die Stadt, wo er lebte, ihm keine große Sammlungen von Kunstwerken, wenigstens nicht von Gemählden und Statuen, darbot, so hing seine Beschäftigung mit ihnen auch mehr mit seinen gelehrten Studien zusammen. Er hatte das Glück, hier am Professor Fiorillo ganz den Freund zu finden, wie er dessen bedurfte. Sie arbeiteten oft und viel mit einander [...] und unterstützten sich wechselseitig mit ihren Kenntnissen und Einsichten."

Literatur:

[Chr. G. Heyne], *Einleitung in das Studium der Antike, oder Grundriß einer Anführung zur Kenntnis der alten Kunstwerke. Zum Gebrauch bey seinen Vorlesungen entworfen von Chr.Gottl.Heyne.* Göttingen und Gotha [1772].

[o. Hrsg.] *Akademische Vorlesungen über die Archäologie der Kunst des Alterthums, insbesondere der Griechen und Römer. Ein Leitfaden für Leser der alten Klassiker, Freunde der Antike, Künstler und diejenigen, welche Antikensammlungen mit Nut-*

zen betrachten wollen. Braunschweig 1822
Hermann Bräuning-Oktavio, *Ch. G. Heynes Vorlesung über die Kunst der Antike und ihr Einfluß auf Johann Heinrich Merck, Herder und Goethe*, Darmstadt 1971
Hartmut Döhl, Die Archäologievorlesungen Chr. G. Heynes. Anmerkungen zu ihrem Verständnis und ihrer Bedeutung, in: *Winckelmanns Wirkung auf seine Zeit Lessing – Heyne – Herder*, 1979 (Schriften der Winckelmann-Gesellschaft Stendal Bd. VII), Stendal 1988, S. 123–147.
Klaus Fittschen, Heyne als Archäologe, in: *Der Vormann der Georgia Augusta: Christian Gottlob Heyne zum 250. Geburtstag. Sechs akademische Reden*. Göttingen 1980, S. 32–40.

Kolorierte Abbildung der vom dänischen König nach Göttingen geschenkten Mumie aus der Societäts-Abhandlung Heynes 1781

Archäologische Forschungsthemen Heynes

Daniel Graepler

Während Heyne in seinen philologischen und archäologischen Lehrveranstaltungen den Gedanken der ästhetischen Bildung in den Vordergrund stellte und sich deshalb – bei aller Kritik im Detail grundsätzlich Winckelmanns Lehre folgend – um die Vermittlung des „schönen Alterthums" an die Studenten bemühte, waren seine archäologischen Forschungsbeiträge anders ausgerichtet. Sie sind vorwiegend eng umgrenzten Spezialthemen gewidmet, oft schließen sich aber mehrere von ihnen zu einer Serie zusammen, so daß ein größeres Gebiet systematisch durchgearbeitet wird, z. B. Geschichte und Kunst der Etrusker, antike Elfenbeinkunst, die Archäologie von Byzanz, Schriftquellen zur antiken Kunstgeschichte.

In bezug auf die Erforschung der antiken Kunst sah Heyne seine Aufgabe darin, das in seinen Augen von Winckelmann über weite Strecken nur grob skizzierte und mit unzureichenden Mitteln ausgeführte „Lehrgebäude" durch Anwendung der Prinzipien strenger wissenschaftlicher Kritik und durch größere Systematik auf eine feste sachliche Grundlage zu stellen. Heyne wußte sehr wohl, daß er angesichts seiner zahllosen administrativen Verpflichtungen nicht dazu in der Lage war, diese Aufgabe im ganzen zu bewältigen. „Ich besitze weder Kräfte, noch Kenntnisse, noch Muße genug, um ein Ganzes, wovon mir zuweilen ein dunkeles Bild vor dem Auge schwebt, auszuarbeiten; ich muß mich also begnügen, einzelne Gedanken und Anmerkungen mitzutheilen", schrieb er 1778. „Vielleicht erwecke ich nach und nach einen fähigen Kopf, der das Gebäude aufführet, zu welchem ich einige Materialien beyzutragen mir vorsetze."

In diesem Sinne beschränkte Heyne sich auf Einzelstudien zu bestimmten Problemfeldern, die ihm teils aus persönlicher Neigung, teils aus zufälligen äußeren Anlässen besonders untersuchenswert erschienen. Obwohl die meisten Arbeiten als vorläufige Ideenskizzen und Materialzusammenstellungen angelegt sind, ist ihr wissenschaftliches Potential so groß, daß sie die weitere Entwicklung der Archäologie bis tief ins 19. Jahrhundert hinein entscheidend geprägt haben.

Heyne publizierte die meisten seiner Untersuchungen auf Latein. Einige ließ er in ausführlichen deutschen Übersetzungen erscheinen, von den meisten gab er deutsche Kurzzusammenfassungen in den *Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen* (ab 1802 *Göttingische gelehrte Anzeigen*) heraus. 1778/79 brachte er in zwei Bänden eine *Sammlung antiquarischer Aufsätze* heraus, durchweg Erstveröffentlichungen in

deutscher Sprache, ein bunter Strauß thematisch breit gestreuter, höchst ideenreicher Arbeiten, mit denen er der archäologischen Forschung auf vielen Gebieten neue Wege wies und denen er eine programmatische Einleitung voranstellte. Obwohl er noch über 30 Jahre, bis unmittelbar vor seinem Tod weiter an der Erforschung archäologischer Themen arbeitete und sich dabei viele weitere Themenfelder erschloß, verzichtete er auf die Publikation eines weiteren Buches zur Archäologie.

1) Quellenkritische Arbeiten zur antiken Kunstgeschichte

Da Heyne von Ausbildung und Lehrtätigkeit her primär Philologe war, verwundert es nicht, daß die antike Textüberlieferung in seinen archäologischen Arbeiten eine herausragende Rolle spielt. Genau dies – die Auswertung der antiken Schriftzeugnisse – ist auch der Punkt, den er an Winckelmanns Entwurf für unbedingt verbesserungsbedürftig hält. Besondere Aufmerksamkeit widmete Heyne den kunstgeschichtlich relevanten Abschnitten in der *Naturalis Historia* des Plinius. In seiner *Sammlung antiquarischer Aufsätze* von 1778/79 sind gleich drei Aufsätze zu diesem Thema enthalten, und 1790 und 1810 gab Heyne die einschlägigen Bücher aus dem Gesamtwerk des Plinius in Einzeleditionen für den archäologischen Unterricht heraus.

1789/90 sammelte und interpretierte Heyne in zwei Akademieabhandlungen griechische Epigramme, die sich mit Kunstwerken beschäftigen. Eine Serie von nicht weniger als elf Abhandlungen galt zwischen 1796 und 1801 den Gemäldebeschreibungen der beiden Philostrate und den Statuenbeschreibungen des Kallistratos. All diese von Heyne analysierten antiken Texte folgen der rhetorisch-literarischen Tradition der „Ekphrasis", der kunstvollen Schilderung eines Gemäldes, einer Skulptur oder eines Werkes der Kleinkunst, wobei die Frage sekundär war, ob das betreffende Werk wirklich existierte oder der Imagination des Dichters entsprang. Heyne betrachtet die Beschreibungen jedoch nicht als literarische Produkte, sondern als Informationsquelle zur Rekonstruktion der antiken Kunstgeschichte.

Mit all diesen quellenkritischen Arbeiten hat Heyne eine Forschungstradition begründet, die in der philologisch dominierten Archäologie des 19. Jahrhunderts ganz im Vordergrund stehen sollte.

2) Archäologische Arbeiten auf primär philologischer Grundlage

Nicht weniger vorbildhaft für die Archäologie des 19. Jahrhunderts war eine zweite Gruppe von Untersuchungen Heynes, die zwar nicht die Schriftquellen als solche,

sondern bestimmte Kunstwerke in den Mittelpunkt stellen, sich dabei aber weitgehend auf schriftlich überlieferte Nachrichten stützen. Beispiele dafür sind umfangreiche Abhandlungen zu reich mit Bilddekor versehenen griechischen Werken aus der archaischen und klassischen Zeit, die nicht erhalten sind, aber in der antiken Literatur ausführlich beschrieben werden: Studien zur Kypseloslade (1770) und zum Amykläischen Thron (1778) sowie drei Aufsätze zur antiken Elfenbeinschnitzerei, insbesondere zu den Kolossalstatuen der Athena Parthenos und des Zeus von Olympia (1770 und 1779). Charakteristisch für Heynes pragmatische Betrachtungsweise, die sich deutlich von der mancher seiner philologischen Nachfolger unterscheidet, ist der Umstand, daß er sich in den letztgenannten Abhandlungen keineswegs mit der Zusammenstellung der antiken Quellen begnügt, sondern auch sehr konkret nach den technologischen Einzelheiten der Elfenbeinbearbeitung fragt und sich dazu Rat bei einem Fachmann, dem Kopenhagener Elfenbeinschnitzer Spengler, holt. Hier zwei Kostproben: „Die Elephantenzähne sind von verschiedner Größe, insgemein gleichwohl kaum über vier Fuß lang; den größern Theil davon kan der Künstler nicht brauchen, da wo er im Fleische steckte, wo er hol ist und wo er spitzig wird, und also bleibt etwann ein dichtes Blöckchen von einem Fusse übrig. […] Die Blöckchen müssen vor der Anfügung und Zusammensetzung bereits ihre völlige Bearbeitung, nach Maaßgebung des Umrisses, erhalten haben, und hiezu muß theils das Dreheisen, theils das Grabeisen gebraucht worden seyn."

Denselben Sinn für das Konkrete zeigen auch die wenigen Arbeiten, in denen Heyne sich eingehend mit erhaltenen antiken Skulpturen – der Laokoongruppe, dem sog. Farnesischen Stier u.a. – beschäftigt. Nur durch scharfsinniges Vergleichen unterschiedlicher Beschreibungen dieser Werke in der neuzeitlichen Kunst- und Reiseliteratur gelangt Heyne zu erstaunlich treffsicheren Aussagen über technische Detailfragen, für die man Autopsie eigentlich für unabdingbar halten würde.

3) Kunstmythologie

Christian Gottlob Heyne gilt heute als einer der Pioniere der wissenschaftlichen Erforschung der antiken Mythologie. Er verwendete als erster den Begriff ‚Mythos' als Fachterminus, während man bis dahin allgemein von ‚Fabel' gesprochen hatte. Heyne sah in den Mythen nicht – wie bis dahin üblich – unterhaltsame oder auch symbolisch-belehrende Erfindungen antiker Dichter, sondern Zeugnisse für kollektive Bewußtseinszustände aus der Frühzeit der Menschheit, lange vor der Erfindung von Schrift und Literatur. Der Mythos wurde dadurch zu einer erstrangigen Quelle, um die ansonsten nicht mehr greifbare Frühgeschichte der antiken Völker zu erfassen, zumal

wenn sich die mythologisch-religionsgeschichtliche Überlieferung mit parallelen Erscheinungen in noch existierenden ‚primitiven' Kulturen in Übereinstimmung bringen ließ. Heyne wurde damit zu einem frühen Vorläufer der vergleichenden Religionsforschung und Kulturanthropologie, wie sie sich erst fast ein Jahrhundert nach seinem Tode als systematische Wissenschaft herauszubilden begann.

Neben der literarischen Überlieferung sah Heyne auch in den bildlichen Darstellungen zur antiken Mythologie wichtige Dokumente für die Rekonstruktion religionsgeschichtlicher Zusammenhänge. Besonders gilt dies für Epochen und Kulturen, über die kaum Schriftquellen vorliegen. So widmete er 1775 eine seiner Abhandlungen zu den Etruskern „den Ueberbleibseln einheimischer Religion und Gottesdienstes auf den Etruscischen Kunstwerken". Er kritisiert darin die voreilige Deutung etruskischer Bilder mit Hilfe griechischer Quellen und fordert, „es solle erst durch Vergleichung der Etruscischen Denkmäler unter einander herausgebracht werden, was darauf vorgestellt ist". Als Untersuchungsmaterial dienen ihm dabei vor allem Darstellungen von Figuren in kleinen tempelartigen Bauten (Naiskoi) auf Vasen, die er für etruskisch hält, die jedoch, wie man erst viel später erkannte, vorwiegend aus griechischen Werkstätten Unteritaliens, besonders Apuliens stammen. Heynes Bemühen, aus der systematischen Zusammenstellung von Figurentypen, Attributen und deren Kombinationen zu logisch begründeten Schlußfolgerungen zu gelangen, beeindruckt noch heute, zumal die Forschung auf diesem Gebiet immer noch zu keiner wirklich überzeugenden ikonographischen Gesamtdeutung gelangt ist. Typisch für Heyne ist, daß er der Tendenz zur Mystifikation, die die Bildauslegung auf diesem Gebiet schon damals (und auch in den folgenden 200 Jahren) beherrschte, betont skeptisch gegenübertritt: Die Vasenmaler hätten real existierende Baldachine für Götterstatuen abgemalt, „ohne sich etwas bestimmtes dabey zu denken; das heißt: keine bestimmte Gottheit, kein bestimmtes Opfer, sondern der Maler dachte sich überhaupt eine gottesdienstliche Vorstellung, malte eine Gottheit mit ihrer Beyfigur, wie sie im Tempel stand, und dann Opferfigur; dieses alles wiederholte er, und andre nach ihm, ohne weiter etwas dabey zu denken; und so sollte der Antiqvarier auch nicht mehreres darinn suchen." Deshalb solle man auch „die unmalerische Stellung und Vertheilung der Figuren" nicht überbewerten, denn es seien „doch weiter nichts als Malerfiguren, den leeren Platz auszufüllen, und weiter keine Bedeutung." Wie in so vielen anderen Fällen vollzieht Heyne hier eine Gratwanderung zwischen kritischer, lebenskluger Rationalität auf der einen und allzu pragmatischer Banalisierung auf der anderen Seite, die den modernen Leser seiner Texte immer wieder zwischen Faszination und Ernüchterung hin- und herschwanken läßt.

Wie indirekt auch aus dem eben Zitierten hervorgeht, kommt es Heyne bei der Erklärung eines Kunstwerks (soweit dieses nicht aus den urtümlichen Frühstufen der

Menschheitsentwicklung stammt) immer in erster Linie auf die Klärung der „Künstleridee" an. In seiner Lobschrift auf Winckelmann schreibt er dazu: „Begriffe von der Kunst, Kunsterfindung, Kunstbehandlung sind also das erste, was der Antiquar mitbringen muss, wenn er ein altes Werk betrachten und erklären will. Er muß ferner die Dichterfabel in seinem Gemüthe gegenwärtig haben, das ist, den Inbegriff von Gegenständen und Ideen, welche die Künstler gern auszudrücken pflegen, und wo diese nicht zureicht, erst dann geht er auf andere Mythologien, auf religiöse Begriffe, auf Geschichtsbegebenheiten aus, und vergleicht sie gegen die vorgestellten Sujets, ob sie einen Aufschluss davon geben können: und hat er diese gefunden, so bringt er zur Belehrung andrer nicht mehr als dasjenige bey, was zur Aufklärung der Sache erforderlich ist. Findet er nichts, das der Idee des alten Künstlers nahe kommt, so erspart er ein unnützes Geschwätz, oder zeigt kurz die Gründe an, warum eine Erklärung nicht zu geben sey."

Heynes in aufklärerischer Tradition stehende Ästhetik, die den Künstler noch nicht zum „Originalgenie" und auch nicht zum unbewußten Werkzeug des Zeitgeistes, des Volksgeistes oder anderer überindividueller Kräfte stilisiert, sondern in ihm den vernunftbegabten und ‚geschmackvollen' Gestalter sieht, der Ideen in Bilder umsetzt, kommt auch in seinen Gedanken zur Entstehung der griechischen Götterikonographie klar zum Ausdruck. Dem Thema widmete er 1786 eine Vorlesung vor der Sozietät der Wissenschaften in Anwesenheit der drei englischen Prinzen, Söhnen Georgs III., die damals unter Heynes Anleitung ihr Studium in Göttingen aufnahmen. Er fragt darin nach der Herkunft und der Entwicklung der griechischen „Götterideale". Diese seien „von langer Hand her vorbereitet worden". Ursprüngliche „Stamm-, Familien- und Hausgötter, ohne Namen und weitere Bestimmung" und „in einer unförmlichen Menschengestalt", seien im Laufe der Zeit regional und funktional unterschieden worden; „und so lernte man auch mehrere Gottheiten durch Namen und Gestalten unterscheiden". Die frühen Dichter hätten das Spektrum dann immer weiter ausdifferenziert, genealogische Beziehungen zwischen den Göttern konstruiert und ihre Wesensart und ihre Attribute immer genauer ausformuliert, bis schließlich Homer und Hesiod das ganze endgültig systematisiert und fixiert hätten. Von den Dichtern angeregt, hätten die bildenden Künstler ihre Götterbilder immer menschenähnlicher und charakterlich nuancierter dargestellt, bis dann die großen Meister, von Phidias bis Lysipp, den einzelnen Götteridealen ihre endgültig verbindliche bildliche Gestalt gegeben hätten.

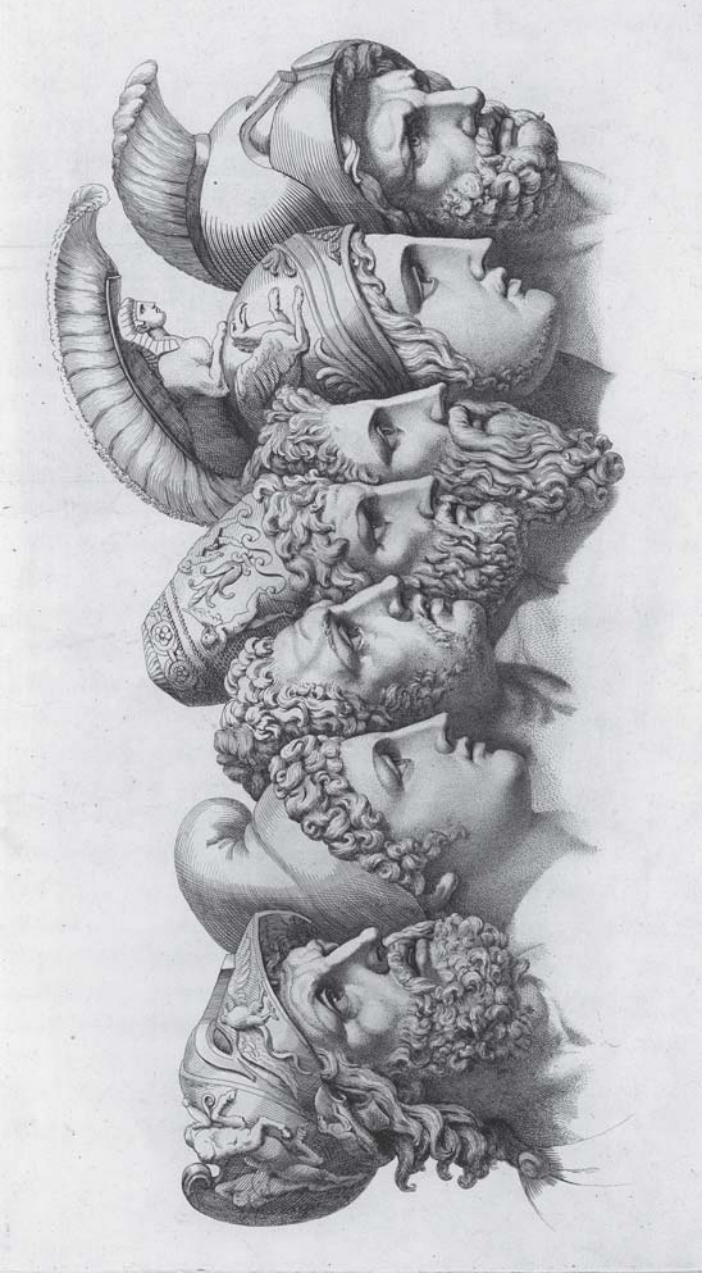
Die von Heyne hier dargelegte Konzeption der „Götterideale" sollte für die gesamte ‚kunstmythologische' Forschung des 19. Jahrhunderts zum Paradigma werden, über Heynes Göttinger Nachfolger Friedrich Gottlieb Welcker und seine *Griechische Götterlehre* bis hin zu Heinrich von Brunns Alterswerk *Griechische Götterideale* von 1893.

Die Überzeugung, daß Dichter und bildende Künstler mit ihren je eigenen Mitteln an einer gemeinsamen Aufgabe arbeiteten, nämlich das ‚Wesen' der einzelnen Götter und Helden möglichst adäquat zu erfassen, war für Heyne Anlaß zu verschiedenen editorischen Projekten, in denen er Bilder und Texte zum antiken Mythos in poetischer Absicht miteinander verband. Zu nennen sind hier einerseits seine prachtvollen kommentierten Textausgaben der Werke Vergils, die 1793 in London in vier Doppelbänden und 1791–1800 in Leipzig in sechs Bänden erschienen und die mit zahlreichen Kupferstichen nach antiken Denkmälern ausgestattet waren, und auf der anderen Seite seine Mitarbeit an Johann Heinrich Wilhelm Tischbeins Mappenwerk *Homer nach Antiken gezeichnet*.

Das letztgenannte Werk wirft ein besonders interessantes Licht auf Heynes Auffassung vom Verhältnis zwischen Wissenschaft und bildender Kunst. Der beim Einmarsch der Franzosen in Neapel 1799 nach Deutschland geflohene Tischbein, bis dahin Direktor der Neapler Kunstakademie, hatte in Italien einen umfangreichen Bestand an Zeichnungen von Antiken zusammengestellt, die er heftweise als Kupferstiche herausgeben wollte, um in dieser Form die homerischen Epen anhand 'authentischer' Darstellungen gewissermaßen bildlich nachzuerzählen, gemäß seiner Überzeugung: „Homer ist nicht nur der Vater der Poesie, sondern auch der Vater der bildenden Künste."

Als Autor für die begleitenden Texte gewann Tischbein den bereits über 70jährigen Heyne. Das Werk hatte eine sehr wechselhafte Publikationsgeschichte. Nach hoffnungsvollen Anfängen kam die Veröffentlichung der einzelnen Hefte ins Stocken und brach schließlich 1821 mit dem neunten Heft unvollendet ab. Heyne selbst kommentierte die ersten sechs Hefte, die bis 1805 erschienen. Anders als man es von ihm vielleicht erwartet hätte, verzichtet er in seinen Texten betont auf alle Gelehrsamkeit und spricht in einer bewußt poetischen Sprache über die dargestellten Inhalte. Schon der erste Satz des ersten Heftes gibt einen Eindruck davon: „Homer, du Unsterblicher, Dichter der Natur, Zögling der Phantasie, treuer Nachbilder menschlicher unverkünstelter Gefühle; erscheine meinem Blicke, wie dich die bildende Kunst sieht, sie, deine in der vertrauten Umarmung der Phantasie erzeugte Tochter, welche von deinem göttlichen Feuer beseelt, die sichtbare Natur im Großen auffaßt, und deine nach ihr gebildeten Ideale, in schönen Formen, als lebend darstellt."

Verblüffenderweise geht Heyne kaum auf die dargestellten Objekte selbst ein, sondern nur auf die jeweilige mythologische Episode. Er paßt sich völlig der Intention Tischbeins an, der die gezeichneten Werke, ganz unabhängig von allen chronologischen oder sonstigen archäologischen Überlegungen, nach dem Fortgang der epischen Erzählung der Ilias und der Odyssee anordnet. Heyne ist damit den von ihm



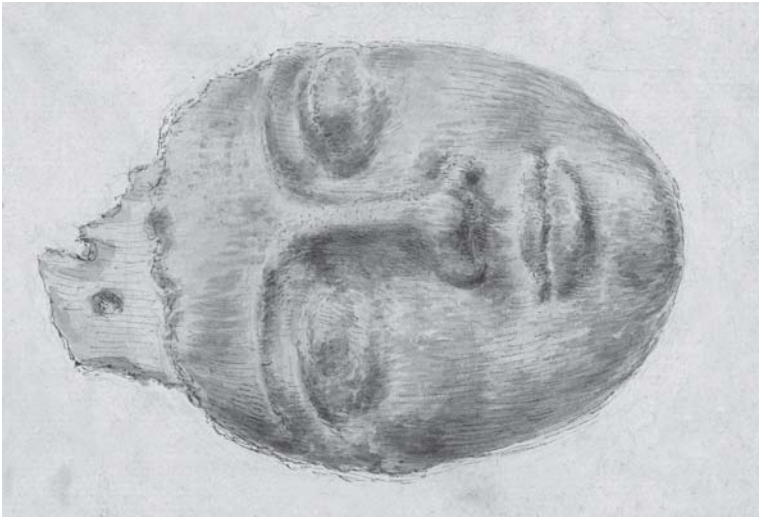
Homerische Helden, aus J. H. W. Tischbein, *Homer nach Antiken gezeichnet*, Heft 1 (1801)

selbst immer wieder verkündeten wissenschaftlichen Grundsätzen jedoch nur scheinbar untreu geworden. Oberstes hermeneutisches Prinzip war für ihn stets die Herausarbeitung und Erläuterung der hinter einem Werk stehenden „Künstler-Idee". Im vorliegenden Fall bezieht er dieses Prinzip nicht auf die (von Tischbein oft mit sehr großer künstlerischer Freiheit wiedergegebenen) antiken Werke, sondern auf das Tischbein'sche Reproduktionswerk als ganzes. Tischbeins „Künstler-Ideen" sind für ihn die maßgebliche Bezugsebene, an der er seine Interpretation auszurichten hat. So schreibt Heyne 1803 an den Künstler: „Fügen Sie mir Ihre eigne Ideen über alles bey; […] ich nutze alle Ihre Belehrungen und folge Ihren Erklärungen so weit ich kan. Schreiben Sie ohne Rückhalt alles, was Sie von jedem Blatte gesagt zu sehen wünschen; wir wollen uns dann schon vergleichen."

Das Beispiel zeigt einmal mehr, wie unangemessen es ist, Heyne als pedantischen 'Positivisten' avant la lettre abzustempeln. Heyne wußte sehr genau, daß je nach Publikationskontext und je nach Art des Zielpublikums eine unterschiedliche Behandlungsweise, auch in sprachlicher Hinsicht, erforderlich war. Ob er sich in seiner Vorlesung vor Studenten, in einem gelehrten Vortrag vor den Kollegen in der Sozietät der Wissenschaften, in einer Rezension vor der wissenschaftlichen Öffentlichkeit oder in einem Werk äußerte, das „für das große Publicum, für Kunstkenner und Kunstfreunde, welche ein edles Vergnügen an Kunstwerken suchen", bestimmt war, war für ihn keineswegs dasselbe. Ebenso deutlich unterschied er, ob er Bildreproduktionen als technische Hilfsmittel zur Erläuterung eines antiken Gegenstandes heranzog oder – wie im Falle Tischbeins – die nach künstlerischen Gesichtspunkten geschaffenen und angeordneten Antikenzeichnungen eines lebenden Künstlers kommentierte.

4) Mumien

1780 widmete Heyne eine Abhandlung der Frage nach den Mumifizierungstechniken der Ägypter. Wie man es von ihm gewohnt ist, entwirft er ein sehr breites und in vielem auch heute noch aktuelles Forschungsprogramm zu diesem Thema. Für besonders wichtig hält er eine „chemische Untersuchung" der wenigen damals in europäischen Museen vorhandenen Mumien. Darüber hinaus „müßten die Begräbnißgrüfte in Aegypten auf der Stelle, und zwar mehrere, und an mehreren Orten, besucht und von sachkundigen Forschern untersucht werden". Ganz im Sinne heutiger archäologischer Forschung fordert Heyne also eine kontextbezogene, statistische und historisch-topographisch differenzierende Betrachtungsweise. Da diese Voraussetzungen zu seiner Zeit nicht gegeben sind und ihm selbst eigene Anschauung fehlt, beschränkt Heyne sich auf die Auswertung der antiken Schriftquellen, aber



Hölzerne Mumienmaske, von J. F. Blumenbach 1792 in einer Mumie in London entdeckt und ihm von ihrem Besitzer J. Symmons als Geschenk übereignet. Daneben wohl eigenhändige Zeichnung Blumenbachs, Göttingen, Archäologisches Institut

auch neuerer Reiseberichte. Im Zentrum steht dabei eine kritische Auseinandersetzung mit den Berichten über die Mumifizierungspraxis der Ägypter in den Geschichtswerken des Herodot und des Diodor.

Schon wenige Monate, nachdem Heyne seine Abhandlung vorgelegt hat, kann er am 24. 2. 1781 in den *Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen* berichten, daß eine echte ägyptische Mumie als Geschenk des Königs von Dänemark in Göttingen eingetroffen sei: „so hat eine entfernte Aeusserung des Verlangens, von den in Kopenhagen befindlichen Mumien besser unterrichtet zu seyn, dieses wirklich königliche Geschenk veranlaßt, ehe wir uns noch selbst den geheimsten Wunsch darnach gestatten konnten".

Die Kopenhagener Mumiensammlung geht auf die dänische Arabien-Expedition zurück, die 1761 auf Initiative und unter wissenschaftlicher Anleitung des Göttinger Orientalisten Johann David Michaelis in den Jemen entsandt worden war und von deren sechs Teilnehmern nur einer, Carsten Niebuhr, 1768 lebend nach Europa zurückkehren sollte. Auf wessen Betreiben sich die dänische Regierung von einer der kostbaren Mumien trennte, um sie der Sozietät der Wissenschaften zu schenken, ist nicht bekannt (der König selbst, Christian VII., war geistesgestört und regierte nur nominell; er wird die Schenkung kaum veranlaßt haben).

Bald nach ihrer Ankunft in Göttingen wurde die Mumie von einer wissenschaftlichen Kommission, bestehend aus vier Professoren, nämlich Heyne, dem Chemiker Gmelin und den Medizinern Wrisberg und Blumenbach, einer gründlichen Untersuchung unterzogen. Besonders das jüngste Mitglied des Expertenteams, Johann Friedrich Blumenbach (1759–1840), war an Mumien außerordentlich interessiert und publizierte im Laufe seines Lebens eine ganze Reihe von Untersuchungen zu diesem Thema. Vor der Sozietät der Wissenschaften und in deren Abhandlungen berichtete 1781 jedoch Heyne über die Ergebnisse der Untersuchung.

Demnach wurde im Inneren der Mumie, das man von der Rückseite aus untersuchte, um das Äußere nicht zu sehr zu beschädigen, ein großes Durcheinander von losen Wirbelknochen, Rippen und sogar Zähnen gefunden. An verschiedenen Skelettmerkmalen, u. a. „an der Beugung des Hüftbeins gegen das Schambein zu" erkannte man, „daß es ein weiblicher Körper war; den Maassen des Beckens zufolge, in den ersten Jahren der Mannbarkeit". Zum großen Erstaunen der Forscher fand sich jedoch „nicht die geringste Spur von Fleische, Muskel, Membranen: von allem nichts; auch kein deutliches Ueberbleibsel von der Materie der Einbalsamirung; keine Spur von Harz, weder Cedrium, noch Asphalt". Heyne und seine Kollegen folgerten daraus, daß der Körper der Verstorbenen erst vollständig skelettiert wurde, wohl durch Abschaben des Fleisches von den Knochen. Anschließend „füllte man die Brust- und

Bauchhöhle mit zerstossenen Pflanzenblüthen, Blättern, Rinden, Früchten, welche eine aromatische, zusammenziehende, der Fäulniß widerstehende, Kraft haben".

Heyne erscheint diese Vorgehensweise paradox: „Die ganze Balsamirung zielte auf die Erhaltung des Körpers ab, und gieng von der Ehrfurcht für die Todten aus: gleichwohl ließ man es sich mit der Zeit gefallen, daß der nackte Körper von der Hand eines Fremden so schändlich zermetzelt ward. So führt ein religiöser Gebrauch, dessen Sinn verlohren geht, zum Gegentheil; nun kömmt der Europäische moderne Gelehrte, der von jenem allen nichts weiß, und philosophirt drüber so, daß er von dem lezten Punkte, wo der Gebrauch stehen blieb, ausgeht und über die Dummheit und Blindheit der Nationen sehr viel Erbauliches beybringt."

Gleich nach dem Eintreffen der Mumie in Göttingen hatte Heyne auch dafür gesorgt, daß eine genaue, kolorierte Zeichnung davon angefertigt wurde, die er seiner Publikation beigab. Er ließ auch eine Tischvitrine für die Aufbewahrung des kostbaren Stücks anfertigen, die sich (mitsamt der zugehörigen Akten und Handwerkerrechnungen) bis heute erhalten hat.

Während Heyne sich später nicht mehr mit ägyptischen Mumien beschäftigte, widmete sich Blumenbach dem Thema auch in den folgenden Jahren intensiv. Wichtig waren die Mumien für ihn u. a. deshalb, weil sich mit ihrer Hilfe die Stellung der Ägypter innerhalb der von Blumenbach unterschiedenen fünf „Varietäten" des Menschengeschlechts genauer bestimmen ließ. Er wies den Ägyptern eine Mittelstellung zwischen der „kaukasischen" und der „äthiopischen" Varietät zu. Die alte Vorstellung einer Verwandtschaft zwischen Ägyptern und Chinesen lehnte er entschieden ab. Bei einem längeren Forschungsaufenthalt in London 1792 erhielt Blumenbach die Genehmigung, gleich sechs Mumien im Britischen Museum und aus Privatbesitz zu öffnen und eingehend zu untersuchen. Eine kleine Holzmaske, die bei der Auswicklung einer dieser Mumien zutage kam, erhielt Blumenbach von ihrem Besitzer, John Symmons, zum Geschenk. Zusammen mit einer wohl von Blumenbach selbst angefertigten Zeichnung hat sie sich in den Sammlungen des Archäologischen Instituts in Göttingen erhalten.

1810 gelangte noch eine weitere Mumie nach Göttingen. Sie wird heute ebenso wie ihr ‚dänisches Pendant im Anthropologischen Institut aufbewahrt, während der zugehörige hölzerne Mumiensarg sich seit 1862 im Archäologischen Institut befindet. Sie war ein persönliches Geschenk des Herzogs August von Gotha-Altenburg und von dessen Bruder und Nachfolger Prinz Friedrich an den Mumienexperten Blumenbach. Blumenbach stammte aus Gotha und unterhielt stets enge Beziehungen zu seiner Heimatstadt. 1802 empfahl er seinen ehemaligen Schüler, den Arzt und Naturforscher Ulrich Jasper Seetzen aus Jever, der 1785–89 bei ihm studiert hatte, nach

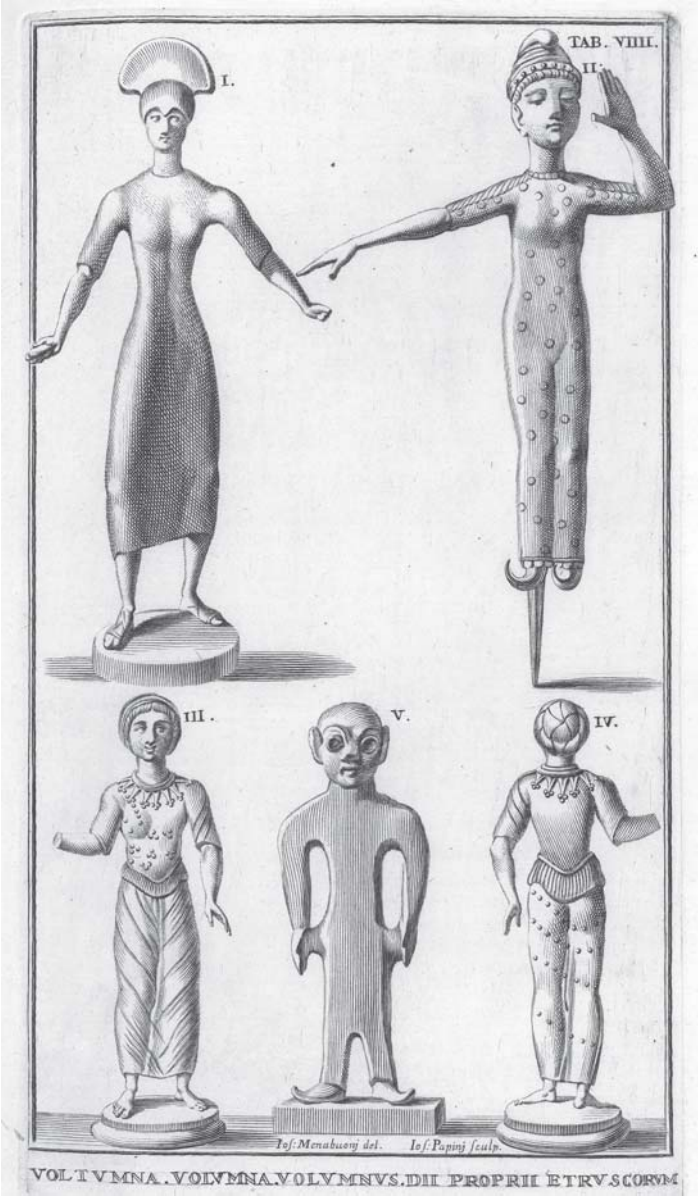
Gotha. Seetzen plante eine Expedition in den Jemen auf den Spuren der 40 Jahre älteren dänischen Expedition. Sie wurde von Herzog August von Gotha finanziert und erbrachte reiche Erträge an arabischen Handschriften und Aegyptiaca, darunter auch diverse Mumien und Mumienteile, die Seetzen aus Ägypten nach Gotha sandte, so daß dort eine der umfangreichsten ägyptischen Sammlungen ihrer Zeit in Deutschland entstand. Es läge also nahe zu vermuten, daß Blumenbachs Mumie aus der Ausbeute der Expedition seines ehemaligen Schülers stammte. Dies scheint jedoch nicht der Fall zu sein, denn 1811 schrieb Blumenbach im Vorwort einer ausführlichen Veröffentlichung zu den Mumien der Ägypter, sie sei ein Geschenk des Herzogs und seines Bruders „aus dem Privatnachlass ihres hochseligen Herrn Vaters" an ihn gewesen. Handschriftlichen Aufzeichnungen Blumenbachs ist zu entnehmen, daß er dieses Geschenk am 18.10.1810 erhielt.

5) Zur etruskischen Archäologie

In den 1770er Jahren widmete Heyne eine Serie von fünf Abhandlungen der Archäologie, Geschichte und Religion der Etrusker. Er griff damit ein damals bereits seit einigen Jahrzehnten vor allem in Italien sehr populäres Thema auf. Große Abbildungswerke waren erschienen, wie z.B. das umfangreiche *Museum Etruscum* von Antonio Francesco Gori (1737). Heyne nutzte diese in der Göttinger Bibliothek in Fülle vorhandenen Abbildungswerke, um an dem dort gezeigten Material, vorwiegend kleinen Bronzefiguren, seine eigene Theorie von der Periodisierung der etruskischen Kunst zu entwickeln. Anders als Winckelmann und andere Forscher unterschied er nicht drei, sondern fünf Stilphasen (er selbst spricht allerdings nicht von Stilphasen, sondern ganz deskriptiv von „fünf Klassen und Gattungen"):

1. Frühzeit „vor allen kunstmäßigen Versuchen",
2. „erste Kindheit der Kunst",
3. Werke mit Anzeichen für „einen gewissen Fortgang derselben, besonders in der Behandlung und Ausarbeitung der Materie", mit deutlich pelasgischen und ägyptischen Elementen,
4. „etwas ausgebildetere Kunst" mit stark griechischem Einfluß,
5. vollständige Orientierung an der griechischen Kultur; neben „dem griechischen Geschmacke" wird auch „die griechische Fabellehre auf die etruscischen Denkmäler aufgenommen".

Dieser Versuch ist insofern bemerkenswert, als Heyne hier ausnahmsweise einmal den mit antiken Textquellen gut abgesicherten Pfad der philologischen Analyse verläßt und sich in die unvertrauten Gefilde des rein optisch-stilistischen Vergleichs hinein-



Etruskische Bronzestatuetten aus dem *Museum Etruscum* von A. F. Gori (1737), von Heyne für sein Modell der Periodisierung der etruskischen Kunst benutzt

begibt. Mit seiner Definition von Stilphasen kommt er der am konkreten archäologischen Material orientierten Methodik Winckelmanns, aber auch des Grafen Caylus so nah wie wohl in keiner seiner anderen Arbeiten. Heyne wäre jedoch nicht Heyne, wenn er nicht auch hier seine kritische, am common sense orientierte Skepsis gegenüber allen spekulativen Verallgemeinerungen walten ließe. Ein primitiv wirkender Gegenstand muß nicht zwangsläufig aus der Frühzeit der etruskischen Kunst stammen, sondern könnte z. B. „von den Galliern und Deutschen, welche diese Gegenden verheert haben, hieher […] gebracht worden seyn, ja, es kann endlich ein jedes Zeitalter, selbst wenn die Künste schon ansehnlich blühen, unwissende und ungeschickte Künstler hervorbringen. Der feine Geschmack in den Künsten pflegt überhaupt sich nicht leicht, als in der Hauptstadt und manchmal an einem und andern einzelnen Ort zu verbreiten, da indessen in den kleinen Städten, Dörfern, und entfernten Gegenden die Künstler noch mit der größten Unwissenheit kämpfen. Kann es also nicht geschehen seyn, daß jene ungeschickte Werke, an welchen wir Verweise des höch-sten Alterthums zu finden glauben, von irgend einem schlechten Künstler späterer Zeiten gearbeitet wurden? oder vielleicht von einem Anfänger, der noch keine Kenntnisse und Geschicklichkeit besaß? Alles dieses kann vielleicht in Ansehung einiger Werke entweder mit Grunde angenommen oder doch in Betracht gezogen werden. Alleine von allen läßt sich dieses doch nicht behaupten, weil an einer ungestalten Figur auch die Ungeschicklichkeit, welcher bessere Modelle fehleten, Kennzeichen der Einfalt und des Alterthums an sich trägt, so wie ein schlechter Künstler später Zeiten auch in dem unförmlichsten und plumpesten Werke die Nachahmung nicht verbergen kann."

Heyne reflektiert hier Probleme, die noch heute bei jeder stilanalytischen Untersuchung zu beachten sind, nämlich die komplizierte Durchdringung der Faktoren Zeitstil, Regionalstil, Individualstil, Gattungsstil etc. und das Phänomen der Stilretardation. Methodologisch besonders wichtig ist Heynes abschließende Feststellung, daß auch das aus persönlicher Ungeschicklichkeit oder aufgrund provinzieller Zurückgebliebenheit primitiv Wirkende nicht zeitlos sei, sondern sich immer an Modellen orientiere, die dem zeitstilistischen Wandel unterliegen.

Auch an der bis weit ins 19. Jahrhundert hinein heftig wogende Diskussion um die Herkunftsbestimmung der „etruskischen" Vasen hat Heyne sich beteiligt. Während man in Italien, besonders in der Toskana, die bei Ausgrabungen seit der Mitte des 18. Jahrhunderts mehr und mehr zu Tage tretenden rot- und schwarzfigurig verzierten Tongefäße voller Lokalpatriotismus als Beweise für die kulturelle Überlegenheit der eigenen Vorfahren, also der Etrusker, in Anspruch genommen hatte, war Winckelmann dieser allgemein verbreiteten Vorstellung mit der Auffassung entgegengetreten, es handle sich wohl eher um Produkte griechischer Werkstätten in Unter-

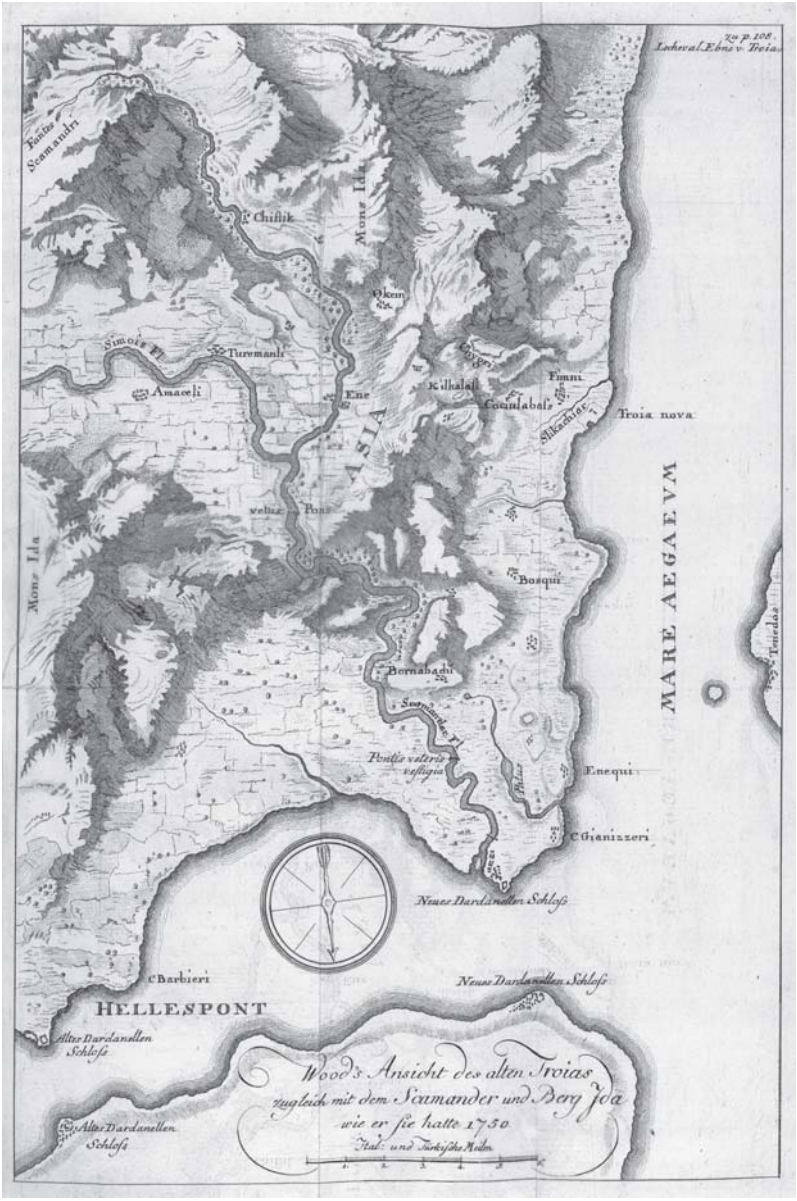
Frontispiz des 1. Bandes von G. Passeri, *Picturae Etruscorum in vasculis* (1767)

italien. Heynes Urteil in dieser Frage schwankte lange, bevor er sich schließlich für eine Lösung im Sinne Winckelmanns entschied. In einer Rezension zu dem großen Vasenwerk von Passeri schrieb er 1770 noch: „Man hat den Etruscern die gemalten irdenen Gefäse absprechen wollen: allein die phönicischen Gefäse haben keine Figuren; griechische hat man noch nicht angezeigt; auch in Rom hat man noch unter keinen Ruinen irdne gemalte Gefäse gefunden. Wie der Römische Luxus anfieng, muß die Kunst, gemalte Figuren einzubrennen, schon verlohren gegangen seyn. […] Die Campanier haben mehr Antheil an den gemalten Gefäsen, und mit ihnen müssen die Etruscer die Ehre dieser Kunst theilen, so ungern P[asseri] sich darzu verstehen will. Doch Capua war ja eine Pflanzstadt der Etruscer." Aufgrund dieser Einschätzung nutzt Heyne in seinen etruskologischen Arbeiten der 1770er Jahre Passeris Werk als Hauptquelle, obwohl darin kaum wirklich etruskische Gefäße abgebildet sind – ein Verdacht, den Heyne bei der Besprechung des dritten Bandes 1777 kurz anklingen läßt. In späteren Veröffentlichungen spricht er sich immer deutlicher für einen nicht-etruskischen Ursprung der meisten bemalten Vasen aus und verwendet den Begriff ‚etruskische Vasen' nur noch in Anführungszeichen. Bis zu einer vollständigen Klärung des schwierigen Problems war es jedoch noch ein weiter Weg, den Heyne nur noch ein Stück weit mitverfolgen konnte. Die richtige Einsicht, daß unter den Vasenfunden aus Italien neben solchen aus etruskischer Produktion und anderen aus griechischen Werkstätten Süditaliens Importe aus Attika eine ganz erhebliche Rolle spielen, sollte sich erst nach Heynes Tod Bahn brechen, besonders nach den überreichen Funden in den Gräbern von Vulci in Etrurien ab 1828, über die Heynes Nach-Nachfolger Karl Otfried Müller in den *Commentationes* der Göttinger Sozietät der Wissenschaften 1831 eine grundlegende Abhandlung veröffentlichte.

6) Troja

Daß Heyne sich, obwohl er nicht reiste, auch für Fragen der antiken Topographie lebhaft interessierte, läßt sich besonders am Beispiel Trojas belegen. Die am Ende des 18. Jahrhunderts durch Reiseberichte und kartographische Arbeiten vor Ort stark belebte Diskussion um die Lage Trojas verfolgte Heyne mit größter Aufmerksamkeit. Mehr als ein Dutzend Aufsätze und Buchrezensionen hat er zu diesem Thema veröffentlicht.

Vor allem durch das Werk des britischen Orientreisenden Robert Wood, *An essay on the original Genius of Homer* (1769), hatte die Homer-Forschung ganz neue Impulse empfangen, denn Wood hatte seine ethnographischen Erfahrungen für eine neuartige Rekonstruktion der urtümlichen Welt Homers genutzt. Heyne war begeis-



Karte der Troas aus der von Heyne veranlaßten deutschen Ausgabe der *Beschreibung der Ebene von Troja* von J. B. LeChevalier (1792)

tert. 1770 schrieb er eine Rezension über Woods Buch und bemerkte darin pointiert: „Wer keine Menschen weiter, als seine Landsleute, unsre Europäer, kennt, muß den Homer nicht lesen, oder doch nicht beurtheilen. Aus Reise- und Länderbeschreibungen der Wilden und anderer Völker, die in einer noch ungebildeten Gesellschaft und Staatsverfassung leben, lernt man das meiste für den Homer."

Besonderes Interesse fanden bei Heyne Woods vor Ort gesammelte Beobachtungen zur Lage des antiken Troja und der umliegenden Stätten, die in der Ilias erwähnt werden. 1783 hielt er vor der Sozietät der Wissenschaften eine Vorlesung, in der er sich um eine „sinnliche Darstellung der ganzen Gegend von Troja, zwischen Stadt und Ufer" bemühte und das Kriegsgeschehen der Ilias durch sorgfältige Textinterpretation topographisch zu fixieren versuchte. War das von Wood vorgelegte Kartenmaterial noch unzureichend, so wurde die Diskussion durch die Landkarte, die der französische Gelehrte J. B. LeChevalier im Rahmen einer vom französischen Gesandten Graf Choiseul-Gouffier initiierten Forschungsmission in der Troas 1785/86 anfertigte, auf eine neue Grundlage gestellt. Heyne ließ LeChevaliers Arbeit 1792, noch vor dem Erscheinen der Originalausgabe ins Deutsche übersetzen und gab sie mit einem ausführlichen Vorwort heraus. In den folgenden Jahren zeigte er auch die weiteren Veröffentlichungen LeChevaliers sorgfältig an, kritisierte allerdings nachdrücklich die unsachliche Weitschweifigkeit des Autors (der korrespondierendes Mitglied der Göttinger Sozietät der Wissenschaften war).

LeChevalier trat mit Entschiedenheit dafür ein, daß das homerische Troja bei dem modernen Dorf Bunarbaschi am südlichen Rand der Ebene gelegen habe. Heyne stimmte dem nach sorgfältiger Prüfung zu und befestigte damit eine bis in Schliemanns Zeit vorherrschende Forschungsmeinung. Den Gegenangriff des englischen Philologen J. Bryant, der die Existenz eines homerischen Troja ebenso wie die eines Trojanischen Krieges rundweg ableugnete, wies Heyne zurück. Während Bryant, aber auch dessen Widersacher sich in erbitterte Debatten um exakte Streckenberechnungen verbissen, die sie aus Homers Schilderung ableiten wollten, wies Heyne, seiner Grundanschauung gemäß, auf den Kunstcharakter des literarischen Textes hin: „Die Phantasie eines epischen Barden ist für den Lesenden ein Gegenstand der Phantasie; geometrische Messung und Schärfe der historischen Kritik gehören an einen andern Ort. Es ist genug, wenn es uns nur beym Lesen selbst nicht einfällt, daß wir getäuscht werden."

Wiederholt rief Heyne zu Mäßigung in der immer heftiger ausgetragenen Streitfrage auf. Nach dem jüngsten Troja-Streit, der 2001 entbrannten sogenannten Korfmann-Kolb-Kontroverse, wirken Heynes launige Worte in dieser Frage geradezu zeitlos: Es handle sich da um einen „Streit, der leicht so gut zehn Jahre dauern dürfte,

als der alte Krieg, und bey dem es wohl auch einmahl blutige Köpfe setzen könnte, wenn so ein *Rex sum* [d.h. ein anmaßender Rechthaber] auftreten sollte (nur mit dem Unterschiede, dort stritt man um Troja, das noch war, und jetzt über Troja, das nicht mehr ist; und der Preis ist nicht mehr Helena, sondern berichtigte Begriffe von Homer's Fabel)".

Zehn Jahre nach Heynes Tod veröffentlichte der schottische Amateurforscher Charles Maclaren eine *Dissertation on the topography of the Trojan war* (Edinburgh 1822), in der er sich gegen die herrschende Forschungsmeinung für eine Lokalisierung des homerischen Troja nicht bei Bunarbaschi, sondern auf dem Hügel von Hissarlik fast zehn Kilometer weiter nördlich aussprach. Dort hatte man bisher die römische Neugründung Ilium Novum vermutet. Durch die Ausgrabungen von Frank Calvert ab 1863 und Heinrich Schliemann ab 1870 wurde bewiesen, daß Maclaren recht hatte und die Anhänger der Bunarbaschi-Theorie, unter ihnen Heyne, geirrt hatten. Bekanntlich hatte Schliemann große Widerstände seitens der Facharchäologie zu überwinden, ehe sich die Hissarlik-These allgemein durchsetzen konnte, aber man darf wohl vermuten, daß Heyne in seiner vorurteilsfreien Art rasch bereit gewesen wäre, den neuen Forschungsstand zu akzeptieren. Auch wäre er sicherlich sehr erfreut gewesen zu hören, daß Funde aus dieser überaus berühmten Grabung einmal im Göttinger Archäologischen Institut aufbewahrt werden würden.

7) Die Römer in Deutschland: Funde aus Neuwied

Die Breite und Unvoreingenommenheit von Heynes archäologischen Interessen spiegelt sich darin, daß er sich in seinen späten Jahren auch mit heimischen Bodenfunden beschäftigte. Besonders interessierten ihn die Grabungen in der Gegend von Neuwied am Mittelrhein, wo seit 1791 bei dem Dorf Niederbieber ein großes römisches Legionslager ausgegraben wurde. Im Wintersemester 1811/12 studierte Prinz Maximilian zu Wied-Neuwied in Göttingen. Er übergab der Sozietät der Wissenschaften einen ausführlichen Bericht über die Ausgrabungen, angefertigt vom Erzieher des Prinzen, dem Ingenieur-Hauptmann Christian Friedrich Hoffmann, einem Pionier der provinzialrömischen Feldforschung in Deutschland.

Gleichzeitig schenkte der Prinz seinem Göttinger Lehrer, Professor Johann Friedrich Blumenbach, eine Auswahl von Funden aus den Grabungen. Blumenbach gab sie weiter an das von ihm betreute „Akademische Museum". Später gelangten sie in die Sammlung des Archäologischen Instituts, wo sie sich bis heute mitsamt einer von Blumenbach verfaßten handschriftlichen Liste und kleinen erklärenden Zetteln des Ausgräbers Hoffmann erhalten haben.

Heyne berichtete in den *Göttingischen Gelehrten Anzeigen* mehrmals ausführlich über die Grabungen in Neuwied. 1812, wenige Wochen vor seinem Tod, referierte er den erwähnten ausführlichen Grabungsbericht Hoffmanns.

Eine sehr gründliche und reich illustrierte Publikation zu den Grabungen erschien erst 1827, als nicht nur Heyne, sondern auch Hoffmann bereits verstorben waren. Ihr Verfasser, Wilhelm Dorow, läßt darin Heyne noch einmal ausführlich zu Wort kommen. Dieser hatte 1812 geschrieben: „Wenn die aufgefundenen Sachen sich nicht mit den Ausgrabungen in Rom und Athen vergleichen lassen, so haben sie dagegen einen andern hohen Werth für uns, weil sie vom Privatleben der Römer, besonders ihrer Kriegsvölker, und den Anstalten ihrer Standläger in diesen Gegenden, zeugen; aber auch, zweytens, weil sie in die Hände von aufgeklärten Kennern gekommen sind, die sie mit beurtheilender Einsicht ihres Gebrauchs, ihrer Materie und der Bearbeitung derselben, also in Beziehung auf die Fabrication, betrachtet und beurtheilt haben, wodurch wir die Spuren von den ersten Anfängen der bessern Cultur der Deutsche kennen lernen, die sie durch das Leben der Römer, ihre Geräthe, und die Werkzeuge erhielten, mit denen sie sich alles endlich selbst verschaffen konnten, mit Anwendung eigner Kräfte und Hülfsmittel."

8) Die Kunst von Byzanz

Zwischen 1790 und 1795 und dann noch einmal 1809 widmete Heyne insgesamt sechs Sozietätsabhandlungen der Kunst und Geschichte von Byzanz, von der Gründung der griechischen Stadt bis hin zur Eroberung durch die Osmanen. Wohl als Nebenprodukt seiner Abhandlungen über die Erwähnung von Kunstwerken in der griechischen Literatur (vgl. oben Abschnitt 1) hatte Heyne eine Fülle von Nachrichten zu griechischen Werken gesammelt, die nach der Gründung von Konstantinopel in die neue Reichshauptstadt verbracht worden waren. Diesen Fundus nutzte Heyne für mehrere Abhandlungen über das Schicksal der älteren griechischen Kunst in Konstantinopel. Bis in die jüngste Forschung hinein galten diese Materialzusammenstellungen Heynes als die vollständigsten ihrer Art.

Ausschließlich von wissenschaftsgeschichtlichem Interesse sind hingegen Heynes Ausführungen zur eigentlich byzantinischen Kunst, also zu den neu für Konstantinopel geschaffenen Werken. Hier erweist er sich stärker, als er dies vielleicht selbst wahrhaben wollte, als linientreuer Anhänger Winckelmanns. Keines der Werke dieser Zeit, und handle es sich selbst um ein so herausragendes Monument wie die Hagia Sophia, findet vor seinen Augen Gnade. Aus der heftig von ihm angeprangerten Despotie der Kaiser und allgemeinen moralischen Verwahrlosung der Zeit leitet Heyne als zwingen-

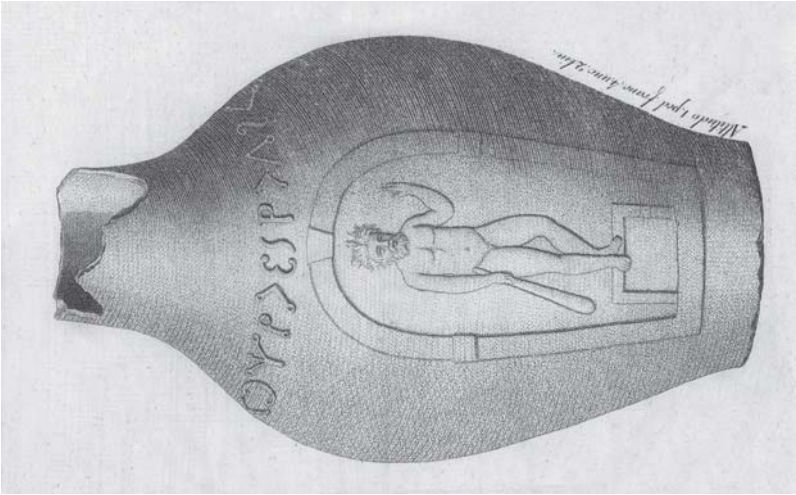
Funde aus den Grabungen in Neuwied 1812, Göttingen, Archäologisches Institut

des Resultat eine totale Dekadenz der Kunst ab und folgt damit jenem Theorem eines unmittelbaren Zusammenhangs von politischer Verfassung und Kunstproduktion, das er in seiner Kritik an Winckelmann so vehement bestritten hatte. Daß es auch in einer Phase völligen Niedergangs einzelne Genies geben könne, die Hervorragendes zu leisten imstande seien, diesen Gedanken, den er gegen Winckelmann so entschieden ins Feld geführt hatte, will Heyne für Byzanz offensichtlich selbst nicht gelten lassen.

Aus Heynes Abhandlungen wird deutlich, daß ihm offenbar fast kein Anschauungsmaterial zur byzantinischen Kunst vorlag, außer ein paar angeblich aus der Hagia Sophia stammenden Mosaiksteinchen und einigen wenigen Abbildungen einzelner Monumente in Konstantinopel, von Elfenbein-Diptychen, von byzantinischen Münzen und von Mosaiken. Es fragt sich allerdings, ob er seine Meinung geändert hätte, wenn er mehr byzantinische Werke selbst gesehen hätte. Das hieße Heynes in anderen Fällen immer wieder verblüffende geistige Unabhängigkeit vielleicht doch überschätzen.

9) Ein archäologisches Rätsel: Die Meininger Reliefvasen

Wohl in Zusammenhang mit den provinzialrömischen Funden aus Neuwied begann sich Heyne in seinen letzten Lebensjahren näher für die „in Deutschland zu verschiedenen Zeiten gefundenen irdenen Gefäße" zu interessieren (so der Titel eines Zeitungsbeitrags, den er 1811 im *Allgemeinen Anzeiger der Deutschen* veröffentlichte). Bei diesen Recherchen stieß er auf eine Gruppe sehr merkwürdiger großer Gefäße aus blaß orangerotem, sehr schwach gebranntem und daher an der Oberfläche abblätterndem Ton, die mit vertieften Reliefs und rätselhaften Inschriften verziert waren. Die ersten Nachrichten von einer Sammlung solcher Gefäße erhielt er aus Meiningen und erfuhr bald darauf, daß einige von ihnen nach Gotha gelangt waren. Schließlich gelang es ihm, eines dieser Gefäße für das Göttinger Akademische Museum als Geschenk zu erhalten. Dieses 44 cm hohe Gefäß hat sich (ebenso wie vier verwandte Stücke in den Gothaer Kunstsammlungen) in den Sammlungen des Göttinger Archäologischen Instituts erhalten. Es ist mit einer sehr unbeholfen gezeichneten Hercules-Figur verziert, deren Umrisse, wie auch die des übrigen Dekors, in den Ton eingetieft sind, so daß die Figur selbst sich als flaches Relief abhebt. Nicht nur der ungelenke Stil der Figur, sondern vor allem die seltsamen, einem Phantasie-Alphabet entstammenden Schriftzeichen machten Heyne stutzig und weckten in ihm den Verdacht, daß es sich um neuzeitliche Produkte handeln könne. Sein Gedankengang ist aufschlußreich: „Gesetzt, es sey ein Betrug: aber so müßte doch zu bestimmen seyn: ob er aus frühern Zeiten, aus den Zeiten der Alexandrinischen und Christlichen Schwärmereyen,



Reliefgefäß, Abbildung aus Heynes Societäts-Abhandlung 1811, und heutiger Zustand, Göttingen, Archäologisches Institut

besonders des Orients, oder aus spätern, aus dem funfzehnten und folgenden Jahrhundert, oder erst seitdem, abzuleiten sey. Für alle und jede dieser Möglichkeiten läßt sich Etwas anführen, aber nichts Entscheidendes. Auf der andern Seite ist Manches unbegreiflich. Man nehme eine Zeitbestimmung, welche man will, so muß man sich verwundern, wie eine so große Menge von irdenen Gefäßen so unversehrt beysammen erhalten, wie sie unbekannt bleiben konnte. War der Betrug aus neuerer Zeit, wie blieb eine solche Fabrik verborgen? Kamen die Gefäße unter oder über der Erde zum Vorschein, mußte es nicht Aufsehen machen?" Heyne versuchte die Unklarheiten durch gründliche Provenienzforschung zu beheben und konnte als Herkunftsquelle schließlich Sizilien wahrscheinlich machen.

Wie wichtig er die kuriose Gattung nahm, geht daraus hervor, daß er ihr nicht nur eine eingehende lateinische Abhandlung und eine ausführlichen deutschen Bericht in den *Göttingischen gelehrten Anzeigen* widmete, sondern ausnahmsweise eine Abbildung veröffentlichte, auf der das Göttinger Exemplar mit allen figürlichen und inschriftlichen Details ziemlich genau wiedergegeben ist. Wer Heyne nur als textbezogenen Forscher kennt, wird überrascht sein, wie objektnah er hier vorgeht. Der Fall zeigt zugleich, wie außergewöhnlich für Heyne noch der Zugang zu Originalobjekten war, und handle es sich auch um neuzeitliche Fälschungen. Abgesehen von den Münzen, den Mumien und den (erst kurz vor Heynes Tod nach Göttingen gelangten) Funden aus Neuwied waren es ausschließlich Reproduktionen in Form von Gipsabgüssen und Gemmenabdrücken, Abbildungen in Büchern und Beschreibungen, anhand derer sich Heyne sein umfassendes Bild von der materiellen Kultur der Antike und von ihren künstlerischen Hervorbringungen, dem „schönen Alterthum", entwickelte.

Literatur:

1) Quellenkritische Arbeiten zur antiken Kunstgeschichte

Ueber die Künstlerepochen beym Plinius, *Sammlung antiquarischer Aufsätze,* 1. Stück, Leipzig 1778, S. 165–235; Von den Schriftstellern, denen Plinius in seiner Kunstgeschichte folget, *ebd.*, 2. Stück, Leipzig 1779, S. 76–126; *Ex C. Plinii secundi historia naturali excerpta quae ad artes spectant.* Göttingen 1790; *Ex C. Plinii Secundi Historia naturali Excerpta, quae ad artes spectant: nunc e libro XXXV de pictura, lectionibus academibus accomodata*, Göttingen 1810; Priscae artis opera ex epigrammatibus graecis partim eruta partim illustrata, nunc quidem antiquorum operum memorabilia I–II, *Commentationes Soc. Reg. Scient. Gott.* X, 1791, S. 80–120 (vgl. GGA 1789, S. 1681–1683; 1790, S. 1361 f.); Philostrati Imaginum illustratio I–VIII, *Opuscula*

academica V, 1802, S. 1–158 (vgl. GGA 1796, S. 409–412, S. 1609 f.; 1797, S. 1497–1499; 1798, S. 665–667, S. 1722 f.; 1799, S. 481–483, S. 1529 f.); Philostrati iunioris imaginum illustratio I–II, *Opuscula academica* V, 1802, S. 159–195; Callistrati statuarum illustratio, *Opuscula academica* V, 1802, S. 196–225 (vgl. GGA 1801, S. 641–644)

2) Archäologische Arbeiten auf primär philologischer Grundlage

Ueber den Kasten des Cypselus ein altes Kunstwerk zu Olympia mit erhobnen Figuren, nach dem Pausanias. Eine Vorlesung gehalten in der Kön. Deutschen Gesellschaft zu Göttingen den 24. Februar 1770. Göttingen (1770)

Super veterum ebore eburneis signis I–II, *Novi Commentarii Soc. Reg. scient. Gott.* I, 1771, S. 96–100, S. 111–125; deutsch: NBSW XV,1, 1773, S. 5–31; XV,2, 1773, S. 193–220 (vgl. GGA 1770, S. 273–277, S. 1121–1125); Noch einige Erläuterungen über die alten Kunstwerke aus Elfenbein, *Sammlung antiquarischer Aufsätze*, 2. Stück, Leipzig 1779, S. 149–171

Ueber den Thron des Amyclaeus, ein altes Kunstwerk zu Amyclae, *Sammlung antiquarischer Aufsätze*, 1. Stück, Leipzig 1778, S. 1–114

Von der Toreutik, insonderheit beym Plinius, *Sammlung antiquarischer Aufsätze,* 2. Stück, Leipzig 1779, S. 127–148

3) Kunstmythologie

Die in der Kunst üblichen Arten die Venus vorzustellen, *Sammlung antiquarischer Aufsätze,* 1. Stück, Leipzig 1778, S. 115–164; Vom vorgeblichen und wahren Unterschiede zwischen Faunen, Satyren, Silenen und Panen, *Sammlung antiquarischer Aufsätze,* 2. Stück, Leipzig 1779, S. 53–75

Archäologische Arbeiten mit kunstmythologischer Komponente:

Prüfung einiger Nachrichten und Behauptungen vom Laocoon im Belvedere, *Sammlung antiquarischer Aufsätze*, 2. Stück, Leipzig 1779, S. 1–52; Irrthümer in Erklärung alter Kunstwerke aus einer fehlerhaften Ergänzung, ebd., S. 172–258; *Das vermeinte Grabmal Homers nach einer Skizze des Herrn Lechevalier gezeichnet von Joh. Dominik Fiorillo. Erläutert von C. G. Heyne*, Leipzig 1794 (vgl. GGA 1794, S. 1449 f.)

Götterideale:

De auctoribus formarum quibus dii in priscae artis operibus efficti sunt, C*ommentationes Soc. Reg. Scient. Gott.* VIII, 1787, S. XVI–XXX (vgl. GGA 1786, S. 1225–1229)

Erläuterungen zu: Homer nach Antiken gezeichnet von Heinrich Wilhelm Tischbein. Heft 1–6. Göttingen 1801–04 (vgl. GGA 1801, S. 153–160)

Dazu Beate Grubert, Johann Heinrich Wilhelm Tischbein, „Homer nach Antiken gezeichnet“ (Diss. Bochum 1975)

Zu Heynes mythologischen Forschungen allgemein: Fritz Graf, Die Entstehung des Mythosbegriffs bei Christian Gottlob Heyne, in: *Mythos in mythenloser Gesellschaft. Das Paradigma Roms*, Stuttgart/Leipzig 1993, 284–294; Sotera Fornaro, *I Greci senza lumi. L'antropologia della Grecia antica in Christian Gottlob Heyne (1729–1812) e nel suo tempo* (Nachr. der Akad. der Wiss. zu Göttingen, I. Philolog.-hist. Klasse, 5). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2004

4) Mumien

Spicilegium antiquitatis mumiarum, *Commentationes Soc. Reg. Scient. Gott.* III, 1781, S. 69–98 (vgl. GGA 1780, S. 1211–1218); Mumiae, quae ex regis Daniae liberalitate in Museo academico servatur, accuratior notitia cum observationibus, *Commentationes Soc. Reg. Scient. Gott.* IV, 1782, S. 3–19 (vgl. GGA 1781, S. 985–992).
Zur Mumie aus Kopenhagen vgl. zwei Briefe Carsten Niebuhrs an Johann Friedrich Blumenbach: Frank William Peter Dougherty, *The Correspondence of Johann Friedrich Blumenbach, Vol I: 1773–1782, Letters 1–230,* Göttingen 2006, S. 218–220, 243f.
Veröffentlichungen Blumenbachs zu ägyptischen Mumien:
Von den Zähnen der alten Aegyptier und von den Mumien, *Göttingisches Magazin der Wissenschaften und der Litteratur* 1, 1780, S. 109–139; Observations on some Egyptian Mummies opened in London, *Philosophical Transactions of the Royal Society of London* 84, 1794, S. 177–195; *Beyträge zur Naturgeschichte,* Zweyter Theil, Göttingen 1811, S. 47–144 (dort S. 51 f. zu der aus Gotha stammenden Mumie; S. 117 f. zur Holzmaske der Mumie aus der Sammlung Symmons).

5) Zur etruskischen Archäologie

De fabularum religionumque Graecarum ab Etrusca arte frequentatarum naturis et caussis, *Novi Commentarii Soc. Reg. scient. Gott.* III, 1773, S. 32–55; deutsch: NBSW XVIII,1, 1775, S. 5–45 (vgl. GGA 1772, S. 937–943); Monumentorum Etruscae artis ad genera sua et tempora revocatorum illustratio et nunc quidem specimen prius antiquiorum, *Novi Commentarii Soc. Reg. scient. Gott.* IV, 1774, S. 65–88; deutsch: NBSW XIX,2, 1776, S. 187–208; XX,2, 1777, S. 189–213 (vgl. GGA 1773, S. 1121–1126); Monumentorum Etruscae artis ad genera sua et tempora revocatorum illustratio. Specimen alterum id que recentiorum, *Novi Commentarii Soc. Reg. scient. Gott.* V, 1775, S. 17–52 (vgl. GGA 1774, S. 1001–1006); De vestigiis domesticae religionis patriique ritus in artis Etruscae operibus, *Novi Commentarii Soc. Reg. scient. Gott.* VI, 1776, S. 35–58 (vgl. GGA 1775, S. 985–989); Etrusca antiquitas commentitiis interpretamentis liberata, *Novi Commentarii Soc. Reg. scient. Gott.* VII, 1777, S. 17–47 (vgl. GGA 1776, S. 857–861).

Dazu Mauro Cristofani, Winckelmann, Heyne, Lanzi e l'arte etrusca, *Prospettiva* 4, 1976, S. 16–21; Marianne Heidenreich, *Christian Gottlob Heyne und die Alte Geschichte,* München/Leipzig 2006, S. 497–530

6) Troja

GGA 1778 (Zugabe), S. 557-559; 1792, S. 1377-1382; 1796, S. 562-568; 1797, S. 1881-1888; 1798, S. 1825-1833; 1798, S. 1842-1845; 1799, S. 1306 f.; 1799, S. 1317–1320; 1800, S. 1797-1800; 1801, S. 1631; 1802, S. 946-949; 1803, S. 969-971; 1805, S. 137-144

Vorrede zu: J. B. LeChevalier, *Beschreibung der Ebene von Troja mit einer auf der Stelle aufgenommenen Charte,* Leipzig 1792, S. XI–XXXII

7) Die Römer in Deutschland: Funde aus Neuwied

GGA 1805, S. 844–846; 1811, S. 1129–1135; 1812, S. 553–566.

Christoph Fr. Hoffmann, *Ueber die Zerstörung der Römerstädte am Rheine, zwischen Lahn und Wied, durch die Deutschen in der Mitte des dritten Jahrhunderts, wie sie die Nachgrabungen bei Neuwied gezeigt haben,* Neuwied (1819) ²1823

Wilhelm Dorow, *Römische Alterthümer in und um Neuwied am Rhein, mit Grundrissen, Aufrissen und Durchschnitten des daselbst ausgegrabenen Kastells, und Darstellungen der darin gefundenen Gegenstände,* Berlin 1827 (dort S. 27 langes Zitat aus einem Brief Heynes).

Dazu Heidenreich, a.O., S. 317–323.

8) Die Kunst von Byzanz

Priscae artis opera, que Constantinopoli extitisse memorantur, *Commentationes Soc. Reg. Scient. Gott.* XI, 1793, S. 3–38 (vgl. GGA 1790, S. 1961–1964); Serioris artis opera, quae sub imperatoribus Byzantinis facta memorantur, *Commentationes Soc. Reg. Scient. Gott.* XI, 1793, S. 39–62 (vgl. GGA 1791, S. 1321–1326); De interitu operum cum antiquae tum serioris artis, quae Constantinopoli fuisse memorantur, eiusque caussis ac temporis I–II, *Commentationes Soc. Reg. Scient. Gott.* XII, 1796, S. 273–308 (vgl. GGA 1793, S. 1401–1407); Artes ex Constantinopoli nunquam prorsus exulantes usque ad instauratas in occidente artium officinas, *Commentationes Soc. Reg. Scient. Gott.* XIII, 1799, S. 3–22 (vgl. GGA 1795, S. 137–143); Antiquitatis Byzantinae recognitio historica et critica, *Commentationes Soc. Reg. Scient. Gotting. recentiores* I, 1811, S. 1–38 (vgl. GGA 1809, S. 1601–1611, S. 1641–1646); Monumentorum et operum artis antiquae Byzantii ante novam Romam conditam recensus, *Commentationes Soc. Reg. Scient. Gotting. recentiores* I, 1811, S. 39–69

(vgl. GGA 1809, S. 1646–1648).
Dazu Heidenreich, a.O., S. 570–580

9) Ein archäologisches Rätsel: Die Meininger Reliefvasen

Vasorum fictilium litteratorum et ectyporum genus superstes necdum satis exploratae fidei. Ad examen vocatum, *Commentationes Soc. Reg. Scient. Gotting. recentiores* I, 1811, S. 1–16 (vgl. GGA 1810, S. 1625–1630); Über die in Deutschland zu verschiedenen Zeiten gefundenen irdenen Gefäße, *Allgemeiner Anzeiger der Deutschen* 1811, Nr. 100/13.4., Sp. 1105–1109

Heyne über die „Herculanischen Entdeckungen“ – Archäologische Anmerkungen aus dem fernen Göttingen

Joachim Migl

1. Einleitung

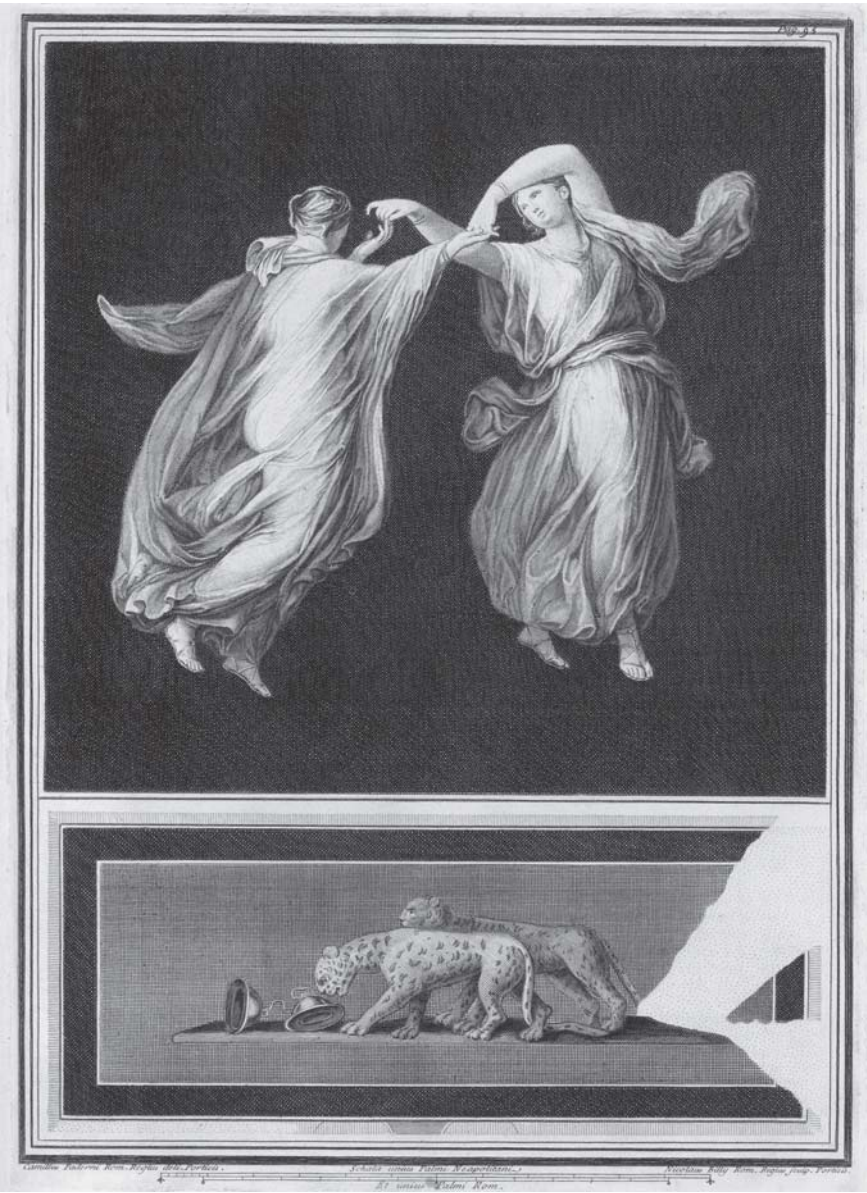
Es mag überraschen, wenn im Zusammenhang mit der Bedeutung Christian Gottlob Heynes für die Entstehung der wissenschaftlichen Archäologie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von Herculaneum, Pompeji und den anderen im Jahre 79 n. Chr. verschütteten Stätten am Fuße des Vesuvs die Rede ist, denn Heyne hat nie eine geschlossene Arbeit zu diesem Komplex verfaßt. Es gibt also kein zentrales Dokument, das für die Fragestellung ausgewertet werden und Aufschluß darüber geben könnte, ob und wie die Entdeckungen bei Neapel sein Konzept einer Archäologie als Wissenschaft beeinflußt haben. Natürlich steht es außer Frage, daß Heyne die Vorgänge um die kampanischen Ausgrabungen mit größtem Interesse zur Kenntnis nahm. Was man in Deutschland und ganz Europa davon erfuhr, versetzte damals große Teile nicht nur der wissenschaftlichen Öffentlichkeit in Erstaunen und provozierte ganz verschiedenartige Reaktionen.

Schon vor den üblicherweise genannten Anfangsjahren systematischer Grabungen (1738 für Herculaneum, 1748 für Pompeji) waren in dieser Gegend vereinzelt materielle Überreste der antiken Kultur gefunden worden, auch gezielte Grabungstätigkeit der weniger wissenschaftlichen Art soll es bereits gegeben haben. Dennoch war die Überraschung groß, als man sich langsam der Dimensionen bewußt wurde, um die es hier ging. Man stand zum ersten Mal vor der Situation, bislang weitestgehend unberührte antike Siedlungen aus ihrem Dornröschenschlaf zu wecken, Städte zu finden, die mit all ihren Gebäuden, einem Teil ihrer Bewohner und deren vollständiger Habe vom Erdboden verschwunden waren und nun, als wären sie erst gestern untergegangen, wieder auftauchten. Die Auswirkungen auf die Kulturgeschichte der Zeit kann man gar nicht hoch genug einschätzen. Nicht nur die Fantasie von Schatzgräbern wurde beflügelt, das Horrorszenario des Untergangs beschäftigte vor allem Maler, Schriftsteller, auch Komponisten der Zeit: Es entstanden Gemälde, Romane und Opern, die das Ende der Städte dramatisch ausleuchteten. Daneben hinterließ

die unvermittelte Konfrontation mit der antiken Hinterlassenschaft direkte Spuren im Geschmacksempfinden der Zeit. Es entstand eine Modewelle, die zunächst fürstliche Paläste, dann aber auch bürgerliche Wohnungen und Häuser mit einer Vielzahl an Motiven aus der antiken Kunst überschwemmte. Alles wurde überrollt, von der repräsentativen Architektur bis zum Gegenstand des täglichen Gebrauchs. Bescherte dies dem europäischen Kunsthandwerk für einige Jahre gute Umsätze, so diskutierten ernsthaftere Naturen über die befruchtende Wirkung der antiken Kunst auf die im Aufbruch befindliche bildende Kunst der eigenen Zeit. Später entdeckten die Frühromantiker die malerische Wirkung der Ruinen und überhaupt der ganzen Kulisse. Antikenrezeption, wohin man schaute. Im Schatten dieser heftigen Auswirkungen nahmen sich mehr und mehr Gelehrte der Ausgrabungen und Funde an. Für sie wurden der Umgang mit Funden und Erkenntnissen, die Diskussionen über Techniken und Verfahren, Präsentation und Dokumentation zum Paradigmenwechsel in einer noch vorwissenschaftlich zu nennenden Altertumskunde. Im Blick zurück erweist sich, wie bedeutend der Anteil war, den Herculaneum und Pompeji für die Entwicklung der Archäologie als einer wissenschaftlichen Disziplin hatten. Heyne konnte als einer der ersten Wissenschaftler, welche die Archäologie als universitäre Veranstaltung formten, daran gar nicht vorbeikommen. Daher also geht es im Folgenden darum, anhand einiger Spuren aufzuzeigen, wie Heyne die Nachrichten über die Grabungen bewertete und wie seine Ansichten dazu in sein weiter gefaßtes Bild von einer „modernen" Altertumskunde integriert waren. Vorauszuschicken sind allerdings ein paar Bemerkungen darüber, wie weit entwickelt der Stand des Wissens an der Universität Göttingen in den Jahren vor Heyne war.

2. Das Interesse Gesners

Wenn die Beschaffung von Veröffentlichungen zu den Ausgrabungen am Fuße des Vesuvs, ihren Fortschritten und Ergebnissen eine der Voraussetzungen für die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Thema darstellte, dann wurden die Fundamente dafür nicht erst mit dem Amtsantritt Heynes in Göttingen gelegt, sondern bereits unter seinem Vorgänger Johann Matthias Gesner. Konsequent erwarb dieser, was über die Entdeckungen publiziert wurde. Dazu nur ein paar Beispiele: Eine der ersten Veröffentlichungen zu den Ausgrabungen bei Neapel überhaupt stammte vom Marchese Marcello de Venuti. Der erste Grabungsdirektor publizierte seine *Descrizione delle prime scoperte dell' antica Città di Ercolano* 1748 in Rom. Die Göttinger Bibliothek erwarb die zweite Auflage des Berichts von 1749, besaß daneben außerdem

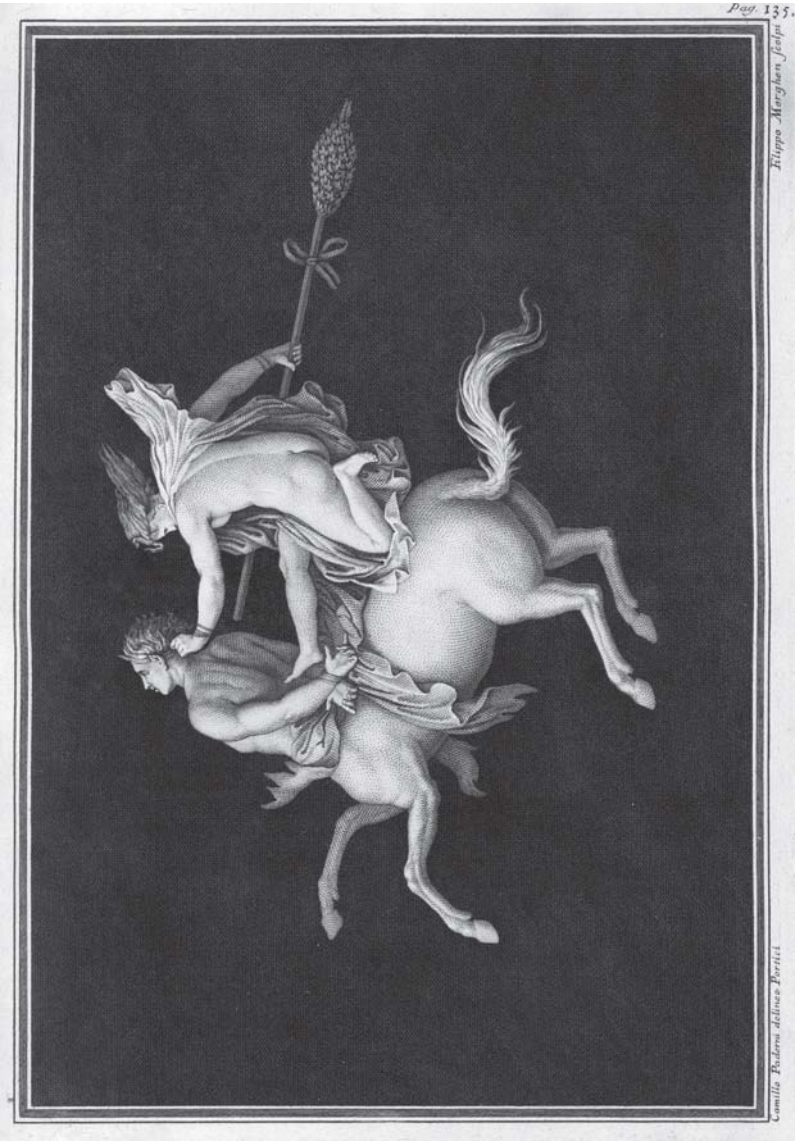


Antichità di Ercolano, Band I, Neapel 1757, Tafel 17:
Tänzerinnen aus der „Villa des Cicero“.

eine Übersetzung ins Deutsche, die ebenfalls 1749 auf den Markt kam; noch aus dem Jahr 1748 stammte hingegen noch die sehr seltene kleine Schrift *Mémoire historique et critique sur la Ville souterraine découverte au pied du Mont Vésuve* von Darthenay, die in einem bei Vandenhoeck in Göttingen (!) nach dem Pariser Original hergestellten Nachdruck beschafft wurde. Diesen Text hatte man in Göttingen darüber hinaus auch in einer italienischen Fassung zur Hand, nach der Übernahme der Bibliothek Uffenbachs 1769/70 darüber hinaus eine deutsche Übersetzung. Eine erste Zusammenstellung früher Nachrichten, publiziert von Antonio Francesco Gori 1748 in Florenz, fand ebenso ihren Weg in die Göttinger Bibliothek wie eine spätere, schon umfangreichere Quellensammlung desselben Urhebers. Die Präsenz weiterer Publikationen aus den 50er-Jahren des 18. Jahrhunderts dokumentiert das gleichbleibend große Göttinger Interesse an Informationen über die Grabungsfortschritte in Kampanien. Sichtung und kritische bibliographische Prüfung des Bestandes führen zu dem Schluß, daß schon in den 50er Jahren im Grunde alles, was an publizierten Texten verfügbar war, in mindestens einer Textversion für den interessierten Leser in Göttingen erreichbar war (die noch der alten Systematik folgende Aufstellung der Bücher im Magazin faßt bis heute alle einschlägigen Titel an einer Stelle zusammen!).

Die zweifellos wichtigste Anschaffung, die Gesner zu diesem Thema gelang, sind die prachtvollen Bände, die die in Neapel im Jahr 1755 gegründete Königliche Herkulanische Akademie über viele Jahre hinweg herausbrachte: *Le Antichità di Ercolano eposte.* Bd. 1–8, Neapel 1755–1792. Daß die Göttinger Bibliothek diese maßgebliche Publikation in ihren Bestand eingliedern konnte, hat nun ausnahmsweise einmal nichts mit der weitsichtigen Einkaufspolitik zu tun, für die ihre Leiter und Förderer zu Recht regelmäßig gerühmt werden. Es war vielmehr eine Ehrung, die der Universität Göttingen zuteil wurde, denn der in Neapel residierende König beider Sizilien (sein Herrschaftsgebiet umfaßte die Insel Sizilien, aber auch Süditalien) hatte sich das Recht vorbehalten, die wertvollen Editionen zunächst ausschließlich als Geschenk an zumeist gekrönte Häupter in Europa zu überreichen. Wenn nun eine wissenschaftliche Einrichtung die geneigte Aufmerksamkeit seiner königlichen Majestät erlangen konnte, war das nicht selbstverständlich, zumal die Göttinger Bibliothek gerade erst ihren 25. Geburtstag begangen hatte, als sie im Winter 1759 das Eintreffen des ersten Bandes der *Antichità di Ercolano* feiern durfte: zweifellos eine Referenz an den Ruf der noch jungen Universität und eine Geste gegenüber dem interessierten Gesner.

Obwohl die Folge der großformatigen Ansichtsbände aus Neapel über lange Zeit den Charakter eines Referenzwerkes behaupten sollte, kann man ihr diesen Stellenwert unter dem Aspekt der wissenschaftlichen Durchdringung des präsentierten Materials nicht zubilligen. Nach Anlage und Form ihrer Edition schlossen die Gelehrten



Antichità di Ercolano, Band I, Neapel 1757, Tafel 25: Auf einen Zentaur aufspringende Mänade.

der Akademie eher an den Typ des antiquarischen Sammlungskataloges an, in dem der erläuternde Text noch dominierte und von der Abbildung lediglich illustriert wurde. Aus den Texten sprachen dann auch eine angestaubte Gelehrsamkeit und nur wenig unvoreingenommene Neugier. Man erging sich in weitschweifigen Kommentaren, statt solide und nachvollziehbar zu dokumentieren. All das war noch ganz mit der Sammelleidenschaft und dem Besitzerstolz der vorwissenschaftlichen Altertumsbegeisterung geschrieben und entsprach insofern noch vollständig einem damals weit verbreiteten Denken. So wertvoll und exklusiv die Bände auch waren, sie konnten bestenfalls der Anfang einer wissenschaftlichen Entwicklung sein. Gleichwohl durfte man in Göttingen mit Recht stolz darauf sein, dieses zentrale Werk schon so früh erhalten zu haben.

Als würde die bemerkenswert vollständige Versammlung an einschlägigen Veröffentlichungen in den Göttinger Bibliotheksregalen noch nicht für den Nachweis dessen genügen, wie lebhaft das Interesse Gesners an den ständig zu neuen Sensationen führenden Ausgrabungen im Süden Italiens war, äußerte sich der Philologe schon früh auch selbst zu den Entdeckungen und gab dabei seiner Begeisterung so nachhaltig Ausdruck, daß seine Anmerkungen auch im Ausland zur Kenntnis genommen wurden. Als Gesner 1747 zur Feier des zehnjährigen Bestehens der Georgia Augusta eine feierliche Note beisteuerte, zeigte er sich über die Bedeutung der Ausgrabungen am Vesuv schon informiert. Sein Beitrag zu den Feierlichkeiten trug den Titel *Praefatio de reperto nuper Herculano* und umriß die Tragweite der Entdeckungen: Man habe „nicht etwa nur einige Uberbleibsel, Statuen, oder dergleichen einzelne Stücke entdecket, sondern die gantze Stadt selbst und darinn gebauete Häuser, und deren Einwohner mit ihren Kleidern und Geräthen, wie sie dazumahlen von der Bedeckung sind überfallen worden. Wir dürffen wohl nicht mehr fragen, ob es sich würcklich also zutragen könne, wie der Bericht davon gelautet hat, und ob es möglich sey, dass dergleichen Sachen binnen einer Zeit von 1800 Jahren sich haben erhalten können? Der Bericht glaubwürdiger Zeugen lässet uns an dessen Warheit keines Weges zweiflen. Uns aber ist erlaubt, unsere Betrachtung kürtzlich darüber anzustellen. Wann diesem unwiedersprechlich ist, wie von einigen wollen berichtet werden, was vor eine neue Gestalt, was vor ein Zuwachs werden die Wissenschaften dadurch erlangen? wie viel bishero unter den Gelehrten gewesene Streitigkeiten werden nicht dadurch gehoben werden? wie viel Neuigkeiten wird man uns nicht melden?“ Man wird verstehen, daß sich der Philologe Gesner dann vor allem in der Vorstellung ergeht, es könnten bislang unbekannte oder verloren gegangene Texte wiedergefunden werden. Doch fährt er dann ganz getreu seinem methodischen Grundsatz von der Verwurzelung der philologischen Studien im Kontext einer vertieften Kenntnis der sogenannten Realien fort,

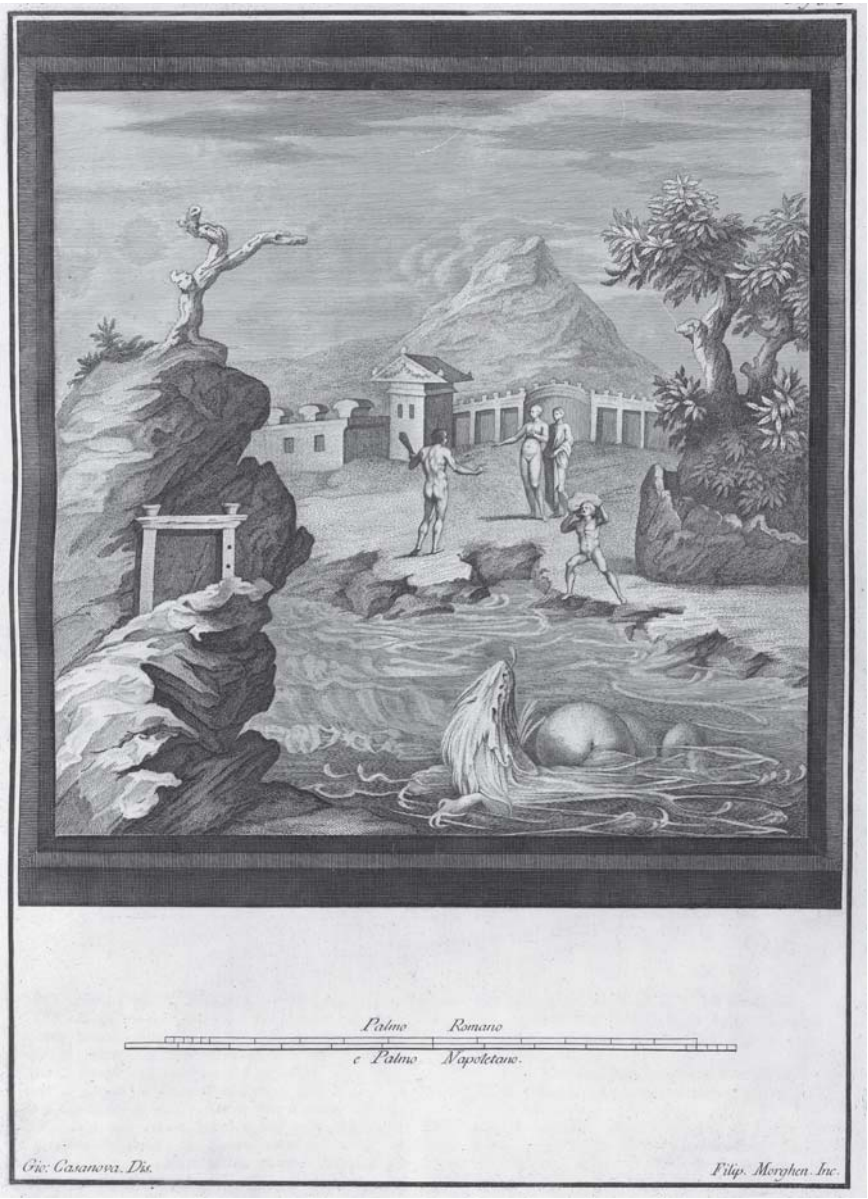
daß „das Herculanum, wann es aus der Asche Vesuvii sollte können heraus gesuchet werden, werde der Antiquität, Historie, und Baukunst, ja allen Wissenschafften (antiquitati, historiae, architecturae, literis omnibus) ein grosses Licht aufstecken können“. Eine kurze Würdigung von Gesners Beitrag, er sei „voll von einem rednerischen Feuer“ gewesen, erschien 1747 in *der Göttingischen Zeitung von gelehrten Sachen*. Über den Bibliothekar am Heiligen Stuhl, Kardinal Angelo Maria Quirini, wurde der Text Gesners schließlich auch in Italien bekannt gemacht.

3. Heynes Rezensionen der *Antichità di Ercolano*

Gesners Wirken hatte also den Boden schon bereitet, als Christian Gottlob Heyne in Universität und Bibliothek seine Arbeit aufnahm. Schon im Wintersemester 1764/65 wurde eine Lehrveranstaltung über „Italienische Altertümer unter besonderer Berücksichtigung der Herculanischen Entdeckungen“ angekündigt, die Giulio Roberto Sammartino di Sanseverino halten würde, der für kurze Zeit in Göttingen Dozent für italienische Sprache, Literatur, Geschichte und Ökonomie war. Auch Besprechungen der ersten Bände der großen Edition aus Neapel waren in den *Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen* schon vor Heyne, in den Jahren 1759 und 1763, erschienen. In ihnen ist einerseits der Eindruck erkennbar, den die aufwendig gestalteten Prachtbände machten, andererseits aber auch eine gewisse Ratlosigkeit, wie ihr Gehalt denn nun zu bewerten und was damit anzustellen sei. „Unsere Universität ist so glücklich gewesen, von Ihro nunmehr Catholischen geheiligten Maiestät ... das kostbare Geschenk zu erhalten, womit von nun an und in das künftige Liebhaber desienigen Geschmackes sind und seyn werden, der die Zeiten der ersten Römischen Kayser noch belebet ... Es sind nunmehr auch auf unserer Bibliothek zu sehen, Le antichità di Ercolano esposte“. In den folgenden Erläuterungen wird natürlich auch Gesners reger Anteilnahme gedacht und – besonders interessant – ein vager Plan Gesners zu einer Publikation über die Ausgrabungen erwähnt (die freilich nicht entstand): „Auch hier hat man Theil daran genommen, und der Hr. H[of]:R[at] Gesner hat in der Einladung zur Begehung des 10den Jahrfestes unserer Universität A[nno]. 1747 eine begeisterte Anredung an den König einfliessen lassen, welche der Cardinal Querini durch Italien ausgebreitet hat. Von der Zeit an ist sehr viel von dieser Sache in und ausser Italien räsonnirt worden, wovon man vielleicht bald eine ausführliche Erzehlung aus des Hrn. H:R Gesner Bibliothek und Papieren haben wird. ... Seit 1757 ist ein beträchtlicher Anfang gemacht worden, diese Schätze dem Publico mit einer königl. Grosmuth mitzuteilen. Ihro Kö. Maiestät haben eine besondere Academie von 15 Gelehrten

hierzu errichtet, welche ihre Einsichten und Scharfsinnigkeit zu Beschreibung, Erklärung und Beurtheilung derselben zusammensetzen. Ein sehr vortheilhafter Umstand: indem nichts gewisser, als daß in solchen Dingen, wo etwas errathen werden soll, die Beeiferung und Begierde, es einem andern, auch einem Freunde, zuvorzuthun, von sehr grosser Wirkung ist. Hier hat man über dis, so oft sich unterschiedene Meinungen hervorgethan ... dieselben mit ihren Gründen angeführet, und entweder eine vorgezogen, oder dem Leser die Wahl überlassen". Unter den Abbildungen stünden „Anmerkungen, wie man sie unter die Classiken zu setzen pfleget, in denen mit einer sehr weitläuftigen Belesenheit und nahen Citationen die Stellen der alten und neuen angebracht sind, woraus die Muthmassungen über den Inhalt der Bilder bewiesen oder wiederleget werden". Ausführlich werden dann einzelne Abbildungen von Wandgemälden besprochen, wobei hin und wieder Bemerkungen einfließen, ob einem der antiken Maler eine Szene besonders gut oder weniger gekonnt geglückt ist. In seiner Methodik folgt der Rezensent prinzipiell dem Verfahren der Akademiemitglieder: Die Bildbetrachtung scheint ohne Referenz auf literarische Vorlagen fast unmöglich, darüber hinaus spielen ästhetische Kategorien, die im Detail weder reflektiert noch ausgesprochen werden, die entscheidende Rolle. Als ginge es um eine fortgesetzte Selbstbestätigung für belesene Kunstliebhaber, erschöpft sich die Interpretation von Bildern in erster Linie in der Vernetzung mit Informationen, die von näher oder auch mal ferner liegenden Wissensinseln herangezogen werden. In diesem Sinne endet auch die Besprechung des zweiten Bandes: „so findet doch der philologische Altertumsforscher alle mögliche Befriedigung, da an den hier gelieferten Gemälden nicht leicht ein Strich, an den Personen keine Mine, und an den Kleidungen kein Fäserchen übergangen worden, welches nicht mit Stellen alter Schriftsteller belegt wäre ...".

Heyne hielt von dieser Art der Quellenpublikation nicht so viel. Immer wieder bemängelte er in seinen von 1769 an erscheinenden Rezensionen der *Antichità*-Bände die Weitläufigkeit der Ausführungen, die mangelhafte Präzision sowohl beim Zitieren als auch in der Gedankenführung. Seine Zweifel an den dargebotenen Erläuterungen nährte darüber hinaus in so manchem Fall eine besondere Form der Herangehensweise, die von einer grundsätzlichen Skepsis gegenüber all zu artifiziellen und komplizierten Deutungen gekennzeichnet war. Solchen Bestrebungen stellte Heyne gerne Deutungen gegenüber, die zwar auch nur hypothetisch waren, aber gleichzeitig – ohne deswegen der ihm eigenen Gelehrsamkeit zu entbehren – eine manchmal frappierend praktisch gedachte Lösung enthielten. Zur Verdeutlichung mögen einige Auszüge aus seinen Besprechungen der Jahre 1769, 1782 und 1793 genügen. „Die Erklärungen sind eben so gelehrt, aber auch eben so weitläufig als in den vorhergehenden Theilen. Man muß erstaunen, was man für Belesenheit, mythologische und



Antichità di Ercolano, Band IV, Neapel 1765, Tafel 62:
Rettung der Hesione vor einem Seeungeheuer durch Herakles und Telamon.

antiquarische Kenntniß auf einen Haufen zusammen geworfen siehet! Mit ein wenig mehr Kritik, Beurtheilung und Absonderung des Ueberflüßigen, was für ein Werk hätte sich nicht daraus machen lassen! ... Mitten unter der fast verschwendeten Gelehrsamkeit, verdienen indessen eine vorzügliche Bemerkung die verschiedenen (freylich oft weit hergeholten, gekünstelten und erzwungnen) Muthmaßungen über den Inhalt jedes Stücks. Denn so wie die Herrn Akademiker in ihren Meynungen getheilt sind, wird eines jeden Gedanke vorgelegt und erläutert. Für den, der sich zum Alterthumsforscher bilden wollte, müßte die Vergleichung und Erwägung dieser Muthmaßungen ein gutes Hülfsmittel sich zu bilden seyn." Und zu einem anderen Band: „Der antiquarische Gesichtspunkt ist gemeiniglich der einzige, den die V[erfasser] fassen; und hierbey verfahren sie nach dem wohl hergebrachten Gebrauche, daß nicht beygebracht wird, was die Sache erforderte, sondern was sich bey jedem Gegenstande oder Umstande zusammentreiben ließ; also, Sammlung von sehr gelehrten und wieder von sehr trivialen Sachen, die sich wenigstens an hundert Orten mit eben dem Rechte auch anbringen ließen". Sein Kommentar zu einem nicht entschlüsselten Wandbild: „Vielleicht sind auch manche jetzt unerklärliche Zusammensetzungen der Figuren, die einzeln das Ansehn von bekannten Gottheiten oder Helden haben, und doch zusammen keine bestimmte oder keine genug bestimmte Handlung äußern, nicht anders als Copien, oder auch Uebungsstücke, nach verschiednen damals bekannten Gemälden einzeln gezeichnet und ohne historische Absicht zusammen gesetzt". Soviel Unbefangenheit bei der Betrachtung war keineswegs selbstverständlich, ebensowenig Heynes Bereitschaft, sich auch mit den als weniger wichtig eingestuften Funden bzw. deren Abbildungen zu befassen. Über einen Band aus Neapel, der sich ganz den ausgegrabenen Lampen widmete, äußerte er, auch dieser könne „Aufmerksamkeit erwecken, wenn man sich nur gewöhnt hat, mehrere Gesichtspuncte der Betrachtung bey einer Sache zu fassen". Und dazu gehörte dann neben der künstlerischen Dimension auch eine praktisch-funktionale, die zu bedenken war: „Für Abänderung der Formen und der Zierrathen unsers Geräthes, insonderheit in Ansehung der Griffe und Handhaben, bietet sich hier viel Stoff dar".

Alles in allem ließ Heynes Betrachtungsweise der Abbildungen genügend große Freiräume, in denen auch Platz für (noch) nicht Erklärbares oder vom Bekannten Abweichendes blieb. Er stand weder unter dem Druck, aus einem in sich widerspruchsfreien Antikenbild für alles Deutungen ableiten zu müssen, noch kannte er ein kunsttheoretisches Diktat, dem sich Qualität und Gehalt des Gesehenen zu beugen gehabt hätten. Heynes Stil zeichnete sich durch Unvoreingenommenheit, Präzision und Zurückhaltung im Urteil aus. Fast beiläufig kamen seine enorme Belesenheit und ein ausgeprägter Sinn für die praktischen Belange antiker Lebenswelten ins Spiel.

4. Methodische Grundsätze und der Nutzen einer guten Bibliothek

Vielleicht waren es gerade Heynes ganz unverstellte Neugier und sein Pragmatismus, die seine hohen Anforderungen an die Qualität und Genauigkeit der publizierten Dokumentationen bestimmten. Wer sich zuerst einmal ganz auf den Befund einlassen wollte, bevor er zur Bewertung kam, mußte ihn zwingend genauer kennen als ein anderer, der von vornherein schon zu wissen glaubte, was er vor sich hatte. Dazu gehörte auch, daß Heyne bei aller Pracht der Abbildungen in den *Antichità*-Bänden den Verzicht auf einen wirklichkeitsgetreuen Eindruck von den Farben der Wandmalereien als großen Mangel empfunden haben muß. Erste gedruckte und kolorierte Ansichten wurden vom französischen Architekten Mazois zwar noch zu Lebzeiten Heynes vorbereitet, aber erst lange nach seinem Tod publiziert. Ärgerlich reagierte Heyne aber auch in anderen Fällen nachweisbarer Verfälschungen des Befundes, wie er sie z.B. in einer Besprechung eines französischen Werkes über Wandmalereien aus Rom *(Recueil de Peintures antiques trouvées à Rome,* 2. Aufl., Paris 1783) registrieren mußte. Die Erwartungshaltung war hoch: „Auch einen vorsichtigen Liebhaber musste die Vorstellung reizen, dass man auf diesem Weg doch endlich einmal, auch außerhalb den wenigen Plätzen, wo alte Gemälde verwahret werden, sich werde durch den Anblick treuer Copeyen eine sichere und zuverlässige Vorstellung von der Malerey der Alten machen können“. Seine Enttäuschung und Ärger konnte Heyne dann aber nicht verhehlen: „Gleich beym ersten Durchblättern fieng Reccens. bey mehrern Stücken an zu stutzen, dann zu argwohnen, dass wohl nicht alles so ganz antik seyn möchte; … nachher, da er noch ein zweytes Exemplar verglich, fand er zu seinem Erstaunen, dass die ganze Ausmalung eine sehr willkührliche Arbeit seyn muß, dass man sie Leuten überlassen hat, welche nicht einmal in der Wahl der Farben sich nach den vorgelegten Originalen gerichtet haben; das was in dem einen Exemplar dunkelblau ist, ist im andren hellblau, noch mehr auf mehrern Blättern sind ganz die Farben verwechselt, was in dem einen Exemplar roth ist, ist in dem andern grün, u.s.f.“ Beschädigt würde durch derartige Machenschaften, die sich am Ende als schlechte „Copey von einer Copey nach einer Copey“ herausstellten, vor allem das Vertrauen in die Zuverlässigkeit auch anderer Editionen – eine fatale Konsequenz für jeden Versuch einer wissenschaftlichen Beschäftigung.

Authentizität und Transparenz forderte Heyne auch in der Frage der genauen Bestimmung von noch antiken, erhaltenen Anteilen eines Kunstwerkes und eventuellen deutlich jüngeren oder gar zeitgenössischen Ergänzungen. Diesem Sachverhalt widmete er viel Aufmerksamkeit und machte die Problematik in seinem Aufsatz

Irrthümer in Erklärung alter Kunstwerke aus einer fehlerhaften Ergänzung schließlich auch im Hinblick auf Funde aus Herculaneum und Pompeji zum Thema.

Eine gewisse Vorsicht im Umgang mit Abbildungsmaterial scheint Heyne den Hörern seiner Vorlesungen vermittelt zu haben. Die 1822 publizierte Vorlesungsnachschrift enthält verschiedene gedrängte Abschnitte dazu. Ihr zufolge sollten Kupfer richtig gezeichnet sein, die Größen der Vorlage angeben, die Höhe der Unterlage mitteilen, den Ort der Aufbewahrung anzeigen, die ergänzten Teile andeuten und den Fundort vermerken. Spiegelverkehrte Kupferdarstellungen seien zu verwerfen. Ferner räumt Heyne die Möglichkeit ein, daß ältere Tafelwerke diesen Kriterien zwar selten entsprechen, im Hinblick auf die Rekonstruktion des Zustandes bei der Ausgrabung aber durchaus wertvoll sein könnten.

Wiederholt forderte Heyne die Objektivierbarkeit von Beschreibung und Abbildung ein. Sie war für sein Konzept des archäologischen Studiums unverzichtbar. Es liegt auf der Hand, daß unter diesen Voraussetzungen die Verfügbarkeit von Publikationen unmittelbaren Einfluß auf die Qualität der Forschungen haben mußte. Immer wieder zog Heyne Vergleichsmaterial in Wort und Bild heran, bevor er zu Schlußfolgerungen kam, setzte Aussagen neuerer Beiträge in Beziehung zu anderen und bemühte sich dabei um größtmögliche Genauigkeit. Um es modern auszudrücken: Wie kaum ein anderer hatte es sich Heyne zur Aufgabe gemacht, den jeweiligen Forschungsstand und eine feine Methodenkritik als konstitutive Elemente in die archäologische Beschäftigung zu integrieren. Die Göttinger Bibliothek bot beste Voraussetzungen für diesen Ansatz. Soweit es die Ausgrabungen am Vesuv betraf, profitierte er von Gesners Sammlungstätigkeit, die er – wie in so vielen anderen Wissensgebieten auch – in seiner Amtszeit nach den bekannten, nur an Sache und Gehalt orientierten Kriterien fortsetzte. Die Bibliothek und ihre Bücher als entscheidende Voraussetzungen für wissenschaftliches Arbeiten sind hier – im wahrsten Sinne des Wortes – mit Händen zu greifen.

In der Amtszeit Heynes wurden für die Bibliothek sowohl weitere kostbare Prachtbände als auch für den Studienbetrieb wichtige Arbeitsmaterialien beschafft. Zu den Anschaffungen an wertvollen Publikationen zählen u.a. die Fortsetzungsblätter, die von der Akademie in Neapel nach dem letzten Band der *Ercolano*-Edition von 1792 unter dem Titel *Ornati delle pareti ed i pavimenti delle stanze dell' antica Pompei incisi in rame* 1796–1808 herausgebracht wurden. Diese Publikation unterschied sich von der Machart der früheren *Antichità*-Bände dadurch, daß die textlichen Anteile auf ein Minimum reduziert wurden und nicht mehr nur die – in der Sprache der Zeit – „merkwürdigsten" Dinge, sondern ganze Dekorationssysteme an Wänden und Decken abgebildet wurden. Beides kann als Reaktion auf die am Ende des 18. Jahrhunderts

Francesco Piranesi, Giuseppe Antonio Guattani:
Antiquités de la Grande Grèce, aujourd’ hui royaume de Naples. Band II, Paris 1807, Tafel 61: Isis-Tempel in Pompeji.

veränderten Interessen der Öffentlichkeit interpretiert werden: Gelehrte Erläuterungen des alten Stils mochte keiner mehr lesen, dafür wollte man mehr über die Anlage ganzer Raumgestaltungen wissen. Eine überaus aufwendige Unternehmung stellte auch die Anfertigung der Imperialfolio-Ansichten von Francesco Piranesi dar, Sohn des berühmten Zeichners und Stechers Giambattista Piranesi, auf dessen Vorarbeiten die Blätter des Sohnes basierten. Interessant war und ist an diesem Werk bis heute die Mischung aus genauer Dokumentation, stimmungsvoller Ansicht und Rekonstruktionsvorschlägen. Für den Studienbetrieb freilich waren andere, weniger repräsentative Anschaffungen gedacht. Von den Stichen aus den *Antichità*-Bänden stellten Christoph Gottlieb von Murr und Georg Christoph Kilian ab 1777 verkleinerte, preiswerte Nachstiche her, die für die Information einer breiteren Öffentlichkeit und zur Erläuterung im akademischen Unterricht genügen mochten – erschwinglich und leichter verfügbar, aber z.T. mit beträchtlichem Qualitätsverlust. Derselbe von Murr, übrigens Mitglied der historischen Gesellschaft zu Göttingen, besorgte auch eine deutsche Fassung von Hamiltons Aufsatz über Pompeji von 1777 aus der Schriftenreihe der Society of Antiquaries of London, die u.a. auch Heyne gewidmet war.

Standardwerke der Zeit mit umfassender Berücksichtigung aller Aspekte waren die Veröffentlichungen von Georg Heinrich Martini und Heinrich Matthias August Cramer. Martinis *Das gleichsam auflebende Pompeji* von 1779 wurde von Heyne 1780 wohlwollend besprochen und stellte einen der wenigen gelungenen Versuche jener Jahre dar, einen Überblick über die z.T. weit verstreuten Nachrichten und Informationen zum Thema zu geben. Auch die *Nachricht zur Geschichte der herculanischen Entdeckungen* Cramers von 1773 könnte eine Leseempfehlung für interessierte Studenten gewesen sein.

5. Heynes Aussagen im Kontext seines Konzeptes von archäologischer Wissenschaft

In einigen Passagen seiner Werke nahm Heyne zu seiner Arbeit als Altertumswissenschaftler selbst Stellung. Einschlägig dafür ist z.B. die Einleitung zur *Sammlung antiquarischer Aufsätze*. Hier ging es ihm um mehrere Aspekte, u. a. auch um den offenbar laut gewordenen Vorwurf, ein Gelehrter, der selbst niemals Ausgrabungsstätten in Italien und Griechenland besucht habe, sei zur Erforschung und Erschließung antiker Kunstwerke nicht eben prädestiniert. Heynes Antwort darauf: „Uebrigens schränke ich mich auf dasjenige ein, was ich leisten kann ohne Italien gesehen zu haben, und wage kein Urtheil über alte Kunstwerke, als so weit sich der Gedanke und

die Ausführung aus Zeichnung, Kupfern und Nachrichten beurtheilen lässt“. Er konzentriere sich bewußt auf den gelehrten Teil des antiquarischen Studiums. „Wenn ich über Schönheit, Styl, Kunst der Arbeit urtheilen wollte, handelte ich töricht“. Doch beläßt es Heyne nicht bei der vornehmen Zurückhaltung. Den Vorwurf, der ihm gemacht wurde, gab er an seine Kritiker zurück. Auch jener, der direkt vor Ort die Gelegenheit zur Betrachtung von Originalen habe, könne ohne die Benutzung von Literatur nicht gründlich arbeiten. „Er kann eine anschauendere Kenntniß von vielem haben, das übrige aber muß er doch aus Büchern lernen“. Der Vorteil, den andere zu haben meinen, ist in Heynes Konzeption der Archäologie nur ein scheinbarer. Nicht durch Autopsie, durch Reflexion entsteht Wissenschaft. Und die kann er im fernen Göttingen genau so gut betreiben (vergegenwärtigt man sich Heynes häufig abwertenden Bemerkungen über die Arbeit „der Italiäner“, ist man geneigt zu sagen: gerade im fernen Göttingen!).

Mit seiner Arbeit, und dies ist ein weiterer Aspekt, sah er sich selbst in einer Position, die sich sowohl gegenüber Winckelmann und seinen Eleven als auch gegenüber den Anhängern der antiquarisch-gelehrten Sammlertradition abgrenzte. Waren ihm die Schriften des einen zu sehr mit Fehlern, Verwechslungen, Ungenauigkeiten und gewagten Hypothesen durchsetzt, kritisierte er an den anderen ihren begrenzten Horizont, ihre spezifische „Verstaubtheit“. Heyne wollte die Antike als ein Ganzes sehen, das ihm noch größer und facettenreicher schien, als es bisher offenbar geworden war. „Noch keine Schrift ist mir bekannt, worinn man den Umfang der antiquarischen Wissenschaft mit einem Blicke übersehen und einen richtigen Begriff von ihr, von dem, was dazu gehört, und von dem Verhältnisse und der Unterordnung dessen, was sie in sich enthält, fassen könnte … Wir wissen zur Zeit noch so wenig, wie viel sich eigentlich an Kunstwerken verschiedener Art aus dem Alterthum erhalten hat, und wie viel davon ein vorzügliches Studium, und in welcher Rücksicht und Beziehung es solches verdienen kann“. Nüchtern konstatierte Heyne, daß ihm selbst „Kräfte, Kenntnisse und Muße“ zur Ausarbeitung eines Ganzen, „wovon mir zuweilen ein dunkeles Bild vor dem Auge schwebt“, fehlten. Nur in seinen Vorlesungen hat er – mit vielerlei Modifikationen und Änderungen – sich immer wieder der Forderung nach einer Stoffverdichtung gestellt. In der gedruckten Nachschrift der Vorlesung kommen die Fundorte am Fuße des Vesuvs nur am Rande vor. Bezeichnend, aber nach dem bisher Gesagten wohl wenig überraschend, ist der Zusammenhang, in dem die Thematik der Wandmalerei zur Sprache kommt. Die Notwendigkeit der Sicherung und Erhaltung der Funde mit ihren Farben wird angesprochen, ebenso ein warnender Hinweis auf kursierende Fälschungen gegeben: Fragen der praktischen Archäologie und der Authentizität.

6. Quellen und Literatur

Gesners Text von 1747 in der lateinischen Fassung im Universitätsprogramm von 1747; gekürzt wiederabgedruckt bei Venuti, *Descrizione delle prime scoperte dell' antica Città d'Ercolano,* Venedig 1749 unter dem Titel: *Plausus orbis literati septentrionalis ob vetera monumenta, quae ex recens detecta Herculani urbi in Regno Neapolitano eruuntur.* Die zitierte Übersetzung folgt der deutschen Ausgabe von Venutis Werk.

Die Rezensionen zu dem Werk Antichità di Ercolano esposte:
Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen, 145. Stück vom 3.12.1759, S.1257–1272. Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen, 34. Stück vom 19.3.1763, S. 265–272. Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen, 6. Stück vom 14. 1. 1769, S. 50–60; 13. Stück vom 30. 1. 1769, S. 121–134; 16. Stück vom 6. 2. 1769, S. 153–168; 17. Stück vom 9. 2. 1769, S. 176. 134. Stück vom 4. 11. 1782, S. 1081–1084. 24. Stück vom 11. 2. 1793, S. 235–238. Die Besprechung zu *Recueil des Peintures antiques* in: Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen, 87. Stück vom 29.5.1784, S. 872–879.

Informationen zu der Edition selbst und eine digitale Fassung gibt es unter http://www.picure.l.u-tokyo.ac.jp/arc/ercolano/index.html.

Zur Geschichte der Ausgrabungen und ihrer Wirkung gibt es unüberschaubar viele Publikationen. Zu den wissenschaftlich wertvollsten Beiträgen der letzten Zeit gehört sicher Christopher Parslow, *Rediscovering Antiquity. Karl Weber and the Excavation of Herculaneum, Pompeii and Stabiae.* Cambridge – New York – Melbourne 1995. Eine knappe, gute Übersicht gibt Valentin Kockel im *Neuen Pauly,* Bd. 15/2 (2002), Sp. 472–490.

Christian Gottlob Heyne und die Göttinger Gipsabgußsammlung

Klaus Fittschen

Im Jahre 1767 begann Heyne mit dem Aufbau einer Gipsabgußsammlung an der Göttinger Universität. Dieses Vorhaben stand offensichtlich in unmittelbarem Zusammenhang mit seinem im selben Jahr zum ersten Mal verwirklichten Entschluß, zusätzlich zu seinen eigentlichen Lehrverpflichtungen regelmäßige Vorlesungen über die Kunst der Antike anzubieten: Mit Hilfe der Abgüsse antiker Skulpturen sollten die Hörer in die Lage versetzt werden, eine Vorstellung von der realen Größe und der plastischen Form dieser Bildwerke zu erlangen, Eindrücke also, die die großen Abbildungswerke, die Heyne bei seinen Vorlesungen benutzte, nicht bieten können.

Was Heyne sich vorgenommen hatte, war keineswegs leicht in die Tat umzusetzen: Er verfügte weder über einen festen Ankaufsetat noch über Räumlichkeiten, die für eine didaktische Aufstellung der Abgüsse geeignet waren. Vor allem war es damals in Deutschland noch kaum möglich, Gipsabgüsse käuflich zu erwerben, zumal solche in ausreichender Qualität, wie sie für Heynes Zielsetzung unabdingbar war. Wie groß die zu überwindenden Schwierigkeiten waren, wird im Vergleich zu der in den Jahren nach 1818 aufgebauten Gipsabgußsammlung an der Universität Bonn besonders anschaulich, die unzweifelhaft vom Göttinger Vorbild angeregt worden ist; ihr stand alles das von Anfang an zu Gebote: ausreichende Geldmittel, eigene Ausstellungsräume und ein Markt, der inzwischen in der Lage war, eine reiche Auswahl an Abgüssen ordentlicher Qualität anzubieten. In der Bonner Sammlung kamen deshalb in nur wenigen Jahren mehr Abgüsse zusammen, als es Heyne in den 45 Jahren zwischen 1767 und 1812 gelungen war. Aber Heyne gebührt das Verdienst, als erster erkannt zu haben, wie hilfreich Gipsabgüsse für den akademischen Unterricht sind.

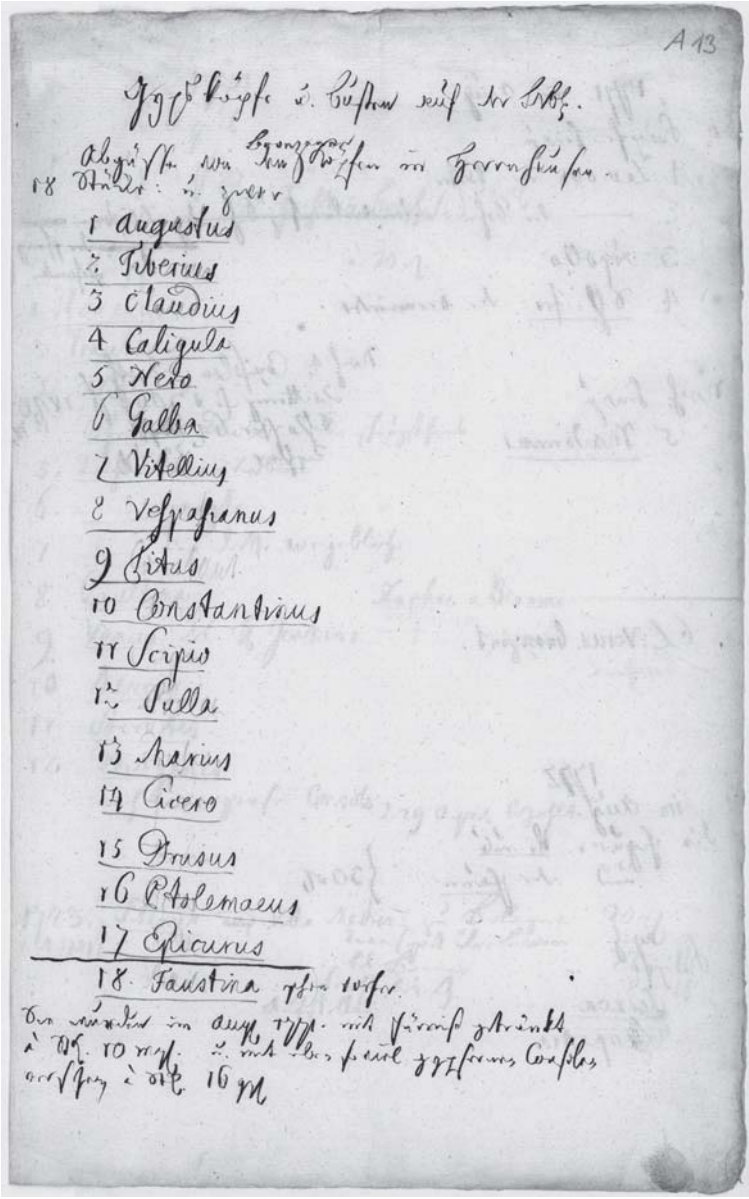
Gipsabgüsse nach antiken Skulpturen hatte es zuvor, seit der Renaissance, bereits in einzelnen Künstlerateliers gegeben, wo sie als Studienmodelle oder ganz konkret als Vorbilder für die Herstellung von Kopien in Marmor und Bronze oder bei der Ergänzung unvollständig erhaltener antiker Originalskulpturen dienten. Besonders umfangreich war die Abgußsammlung, die der Maler Anton Raphael Mengs (1728–1779) zusammengebracht hatte, deren größerer Teil nach seinem Tod nach Dresden gelangte und dort 1785 öffentlich zugänglich gemacht worden ist. Auch manche Liebhaber antiker Kunst, die sich antike Originale nicht leisten konnten, sahen in Gipsabgüssen einen hinreichenden Ersatz. Eines der frühesten Beispiele ist die

Abgußsammlung des Paduaner Humanisten Marco Mantova Benavides aus der 2.Hälfte des 16. Jahrhunderts, ein späteres aus der Heyne-Zeit ist die Sammlung Goethes in seinem Hause in Weimar; beide Sammlungen sind glücklicherweise erhalten. Berühmt geworden ist die Abgußsammlung, die der Kunstsammler und Mäzen Filippo Vincenzo Farsetti (1703–1774) in Venedig angelegt hatte und die dort von vielen Reisenden, z.B. Goethe, bewundert wurde; sie hat sich zwar nicht erhalten, doch sind nach den Gipsen dieser Sammlung viele derjenigen Abgüsse hergestellt worden, die im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts zu den frühesten Angeboten des sich entwickelnden Marktes gehörten. Auch in die Göttinger Sammlung sind Abkömmlinge der Farsetti-Gipse gelangt (s.u.).

Größere Verbreitung haben derartige Abgüsse jedoch erst durch die Kunstakademien erlangt, die in der Zeit des Absolutismus an vielen Fürstenhöfen entstanden und in denen das Zeichnen nach der Antike zum festen Ausbildungsprogramm gehörte. Am Anfang steht die 1666 von Ludwig XIV. in Paris gegründete Akademie. Eine zur gleichen Zeit eingerichtete Dependance in Rom hatte vor allem die Aufgabe, für die Zentrale Gipsabgüsse zu besorgen. Die Erlaubnis, in den päpstlichen und adeligen Sammlungen Roms und Italiens Abformungen durchführen zu dürfen, war ohne hochrangige Protektion nur schwer zu erlangen.

In Deutschland waren es besonders die Kunstakademien in Berlin (1696) und Düsseldorf (1713), die über einen größeren Bestand an Abgüssen verfügten. Die der letzteren haben ihre Wirkung auf die deutsche Geistesgeschichte allerdings erst ausgeübt, nachdem sie 1731, mit der Verlegung der Residenz von Düsseldorf nach Mannheim überführt worden waren und dort in dem berühmten, von 1769 bis 1803 bestehenden „Mannheimer Antikensaal" aufgestellt und öffentlich zugänglich wurden. Hier sind sie von fast allen wichtigen deutschen Dichtern der Klassik besucht worden, die hier – oft zum ersten Mal – antike Skulpturen erleben konnten. Daß auch Heyne den „Mannheimer Antikensaal" gesehen hat, ist nicht überliefert, und daß es gerade diese Abgußsammlung war, die ihn zu seinem Göttinger Projekt angeregt hat, ist wegen der abweichenden Daten nicht wahrscheinlich. Aber vielleicht ist die Annahme eines bestimmten Vorbildes gar nicht nötig, da die Übertragung der Ausbildungsverfahren an den Kunstakademien auf den akademischen Unterricht sich ganz von allein aufdrängte, seit die antike Kunst als Gegenstand historischer und ästhetischer Forschung an den Universitäten eine Heimstatt erhalten hatte. Dies ist Heynes epochemachende Leistung.

Über den Umfang, den die Abgußsammlung in Göttingen unter Heyne erreicht hat, gibt eine Reihe von Dokumenten Auskunft. Am wichtigsten ist ein unter Karl Otfried Müller um 1828 angelegtes Inventar, das offenbar die Abschrift eines älteren



A 13

Gypsköpfe u. Büsten auf der Bibl.

Abgüsse von Herrenhausen

18 Stück: 1. zuerst

1 Augustus
2 Tiberius
3 Claudius
4 Caligula
5 Nero
6 Galba
7 Vitellius
8 Vespasianus
9 Titus
10 Constantinus
11 Scipio
12 Sulla
13 Marius
14 Cicero
15 Drusus
16 Ptolemaeus
17 Epicurus
18. Faustina

Die wurden im Aug. 1767 mit Firnis getränkt à St. 10 rgl. u. mit Oberfeuer zu Herrenhausen verfertigt à St. 16 gr.

Älteste erhaltene Inventarliste von Heynes Hand: Auflistung der 1767 erworbenen Abgüsse aus Herrenhausen, Göttingen, Archäologisches Institut, Archiv A 13

aus der Heyne-Zeit ist. Danach umfaßte die Sammlung beim Tode Heynes (1812) etwa 70 Abgüsse, neun ganze Statuen, der Rest Büsten und Köpfe (darunter befanden sich viele Köpfe von antiken Statuen, von denen vollständige Abgüsse damals noch nicht lieferbar waren). Fast alle Abgüsse wurden in den Jahren zwischen 1767 und 1792 erworben; danach sind nur noch zwei Stücke dazugekommen (im Jahre 1802), ein deutliches Zeichen dafür, daß während der Umwälzungen seit der Französischen Revolution und in der napoleonischen Ära, die ja das Kurfürstentum Hannover in besonders starkem Maße betroffen haben, an derartige Erwerbungen nicht zu denken war.

Die Erwerbungen des ersten Jahres (1767) sind auch in einem eigenhändigen Verzeichnis Heynes dokumentiert. Es handelt sich um 18 Abgüsse von bronzenen Bildnissen römischer Kaiser und einiger Vertreter des antiken Geisteslebens, die sich in Herrenhausen befanden (und sich zum Teil auch heute noch dort erhalten haben). Heyne konnte noch nicht wissen, daß es sich nicht um echte antike Werke handelt, vielmehr um Nachgüsse des 17. Jahrhunderts nach marmornen antiken Vorbildern; er erwarb also Abgüsse von Abgüssen. Man mußte sich immer schon fragen, warum Heyne gerade diese Stücke ausgewählt hat, denn antike Porträts gehören nicht zum Kanon der berühmten antiken Bildwerke, die stets im Zentrum des Antikenstudiums gestanden hatten. Diese Frage kann inzwischen beantwortet werden. Rudolf Erich Raspe, der damals für die Antiquitäten im Besitz des Landgrafen von Hessen-Kassel zuständig war, schaffte 1768 für die Kasseler Sammlung ebenfalls 18 Abgüsse nach denselben Herrenhäuser Bildnissen an wie Heyne ein Jahr zuvor. Aus dem Abrechnungsbericht Raspes an seinen Dienstherrn erfahren wir, daß die Abgüsse besonders preiswert waren, weil die Negativformen schon vorhanden waren, und daß neben Heyne auch der Herzog von Mecklenburg-Schwerin einen gleichartigen Satz von Abgüssen bezogen hatte. Da kaum vorstellbar ist, daß Heyne der Auftraggeber für die Abgüsse gewesen ist, von denen dann der Herzog (und Kassel) profitierten, muß es umgekehrt gewesen sein: Der Herzog war der erste Besteller, und Göttingen (und Kassel) haben die günstige Gelegenheit genutzt, zu günstigen Preisen an Abgüsse zu gelangen. Diese Vorgehensweise ist auch heute noch üblich, denn die größten Kosten verursacht das Herstellen der Formen. Es ist bisher nicht bekannt, warum der Herzog von Mecklenburg-Schwerin gerade diese Abgüsse haben wollte; vielleicht haben sie als Vorbilder für einen „Kaisersaal" gedient, der im Schloßpark von Ludwigslust unter freiem Himmel kurz danach angelegt worden ist.

An den Abformarbeiten in Herrenhausen, die unter Aufsicht des Hofbildhauers Johann Friedrich Ziesenis durchgeführt worden sind, waren offenbar auch die Gebrüder Ferrari beteiligt, die sich als Gipsformer damals in Deutschland bekannt machten;

„Constantinus“, Abguß mit Signatur der Brüder Ferrari,
Göttingen, Archäologisches Institut, Inv. A 687

jedenfalls sind zwei Abgüsse der Herrenhäuser Serie von einem der Brüder signiert worden. Auch danach hat Heyne mehrfach von den Ferraris, die sich inzwischen in Leipzig niedergelassen hatten, Abgüsse bezogen, doch waren diese Abgüsse so unscharf, daß sie im Laufe des 19. Jahrhunderts durch bessere Abgüsse ersetzt werden mußten. Das betraf unter den wenigen Abgüssen von ganzen Statuen, an denen Heyne besonders interessiert war, weil nur sie eine vollständige Vorstellung vom Aussehen der antiken Originale vermitteln konnten, leider gerade die berühmtesten: den Apoll im Belvedere, die Venus Medici, den Borghesischen Fechter und den Laokoon (ohne die Söhne; die vollständige Gruppe war zu Heynes Zeiten im Handel noch nicht erhältlich). Besser, aber auch nicht immer zufriedenstellend, waren die Abgüsse der Firma Rost, die in den beiden letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts ebenfalls in Leipzig eine Versandhandlung für Abgüsse und andere Reproduktionen betrieb. Offensichtlich arbeiteten sowohl die Ferrari-Brüder wie auch die Firma Rost mit alten, schon stark abgenutzten Formen, die ihrerseits nicht von den Originalen, sondern von Abgüssen genommen worden waren, z.B. von solchen aus der Sammlung Farsetti (s.o.). Heyne war sich dieser Problematik durchaus bewußt, doch standen ihm Alternativen damals eben noch nicht zu Gebote.

Von zuverlässiger Qualität waren dagegen die Abgüsse nach Skulpturen der Sammlung Wallmoden in Hannover, die 1781 als Geschenk des Grafen nach Göttingen kamen, die Büste der Clytia in der Sammlung Townley in London, ein Geschenk Raspes an Heyne aus dem Jahre 1792, und die beiden letzten Erwerbungen aus dem Jahre 1802 aus dem Besitz des Bildhauers Friedrich Wilhelm Doell in Gotha. Der Abguß der Clytia ist sogar so gut, daß Goethe davon noch im selben Jahr – durch die Vermittlung Blumenbachs – einen Nachguß erhalten konnte. (Da dieser beim Transport nach Weimar zerbrochen war, erhielt er sogar noch einen zweiten. Goethe lieferte Blumenbach als Gegengabe einen Nachguß des Abgusses des vorgeblichen Schädels Raphaels, den er sich von seiner zweiten italienischen Reise mitgebracht hatte.)

Wie kompliziert der Erwerb einzelner Abgüsse sein konnte, läßt sich am Beispiel der Statue des Silen, der das Dionysoskind in seinen Armen trägt, besonders gut belegen. Der Abguß gibt die berühmte Statue in der Sammlung Borghese wieder, die sich heute in Paris befindet. Er geht aber nicht direkt auf diese Statue zurück, sondern reproduziert einen leicht veränderten Nachguß in Bronze, den die Medici für ihre Sammlung in der Villa Medici in Rom haben herstellen lassen. Der Göttinger Abguß ist in Bologna gekauft worden. Dort war gerade eine Gipsabgußsammlung für die von Papst Benedikt XIV. in seiner Heimatstadt gestiftete Kunstakademie entstanden. Es ist möglich, daß der Göttinger Abguß aus der dafür hergestellten Negativform gewonnen worden ist. Wahrscheinlicher ist jedoch, daß dazu eine andere Form ge-

Silen mit Dionysosknabe
Abguß erworben aus Bologna 1783, Göttingen, Archäologisches Institut, Inv. 356

dient hat, die entstanden ist, als Farsetti für seine venezianische Sammlung die Bologneser Abgüsse durch den Stukkateur Bonaventura Furlani abformen ließ. Der Abguß für Göttingen kostete 20 Taler, der Transport von Bologna über Livorno und Altona nach Göttingen mehr als das vierfache. Der Abguß ist also zwar ein wertvolles Dokument für eine noch zu schreibende Geschichte des Abgußwesens, um eine zuverlässige Wiedergabe des antiken Originals handelt es sich jedoch leider nicht. Das hat sich allerdings erst nach Heynes Tod herausgestellt.

Besondere Probleme bereitete die Aufstellung der Gipsabgüsse in Göttingen. Über Ausstellungsräume, die eine Aufstellung gemäß der von Winckelmann entdeckten Stilentwicklung der antiken Skulptur erlaubt, verfügt die Göttinger Abgußsammlung erst seit der Errichtung des Seminargebäudes am Nikolausberger Weg, d.h. seit 1913. Davor mußte man sich anderthalb Jahrhunderte mit Provisorien begnügen. In der Heyne-Zeit waren die Abgüsse in den Bibliotheksräumen im sog. Kollegiengebäude aufgestellt, das an der Stelle des mittelalterlichen Dominikaner-Klosters nördlich der Paulinerkirche entstanden war. Über die Art der Aufstellungen geben mehrere Aufzeichnungen Heynes sowie zeitgenössische Beschreibungen Auskunft; eine bildliche Darstellung aus dieser Zeit ist bisher nicht bekannt geworden. (Die bekannten Stiche, die einige der wichtigsten Statuen unter dem gotischen Gewölbe der Paulinerkirche neben den Bücherregalen zeigen, gehören alle erst in die Zeit nach Heyne.) Die Gipsabgüsse waren auf mindestens sieben verschiedene Bibliotheksräume verteilt; die Statuen standen zumeist in eigenen Nischen, die Büsten und Köpfe auf Wandkonsolen. Heyne hat offensichtlich versucht, einen inhaltlichen Bezug zwischen den Abgüssen und den jeweiligen Bibliotheksabteilungen herzustellen. Für die Bildnisse römischer Kaiser und Politiker sowie die der griechischen und römischen Geistesgrößen war das nicht schwierig: Die ersteren standen im Historischen Saal (Obergeschoß, Nordseite), die letzteren im Philologischen Saal (Obergeschoß, südliche Ostseite). Daß der „Sterbende Fechter" (= Sterbende Gallier) und der Fechter Borghese (der damals gern als anatomische Musterfigur betrachtet wurde) im Medizinischen Saal (Obergeschoß, Westseite) Aufstellung fanden, darf ebenfalls als sinnvoll gelten; für die Bildnisse Caesars und Constantins, die auch hier standen, läßt sich ein Bezug zu den sie umgebenden Büchern dagegen nicht erkennen. Das gilt besonders für den Physikalischen Saal (Erdgeschoß, Nordseite), in dem die archäologischen Bücher untergebracht waren und in dem Heyne seit 1767 in jedem Sommer seine archäologischen Vorlesungen abhielt. Hier standen von den Statuen die Große Herculanenserin und eine als Ariadne gedeutete sitzende Frau, von den Köpfen die der Florentiner Niobiden, aber z.B. auch der Kopf der Daphne aus der Gruppe von Bernini. (Neben den Büsten von Zeitgenossen – König Georg III., Winckelmann, Mengs – waren hier also vor allem Bilder von

Frauen vereinigt.) So berühmte Skulpturen wie der Laokoon (Vater) und der Apoll im Belvedere hatten dagegen im Juristischen Saal (Obergeschoß, nördliche Ostseite) Aufstellung gefunden, zu dessen Bücherbestand sich kaum Verbindungen herstellen lassen. Auch für die Statue des Silen mit Dionysoskind, der allein im Theologischen Saal (Erdgeschoß, Westseite) stand, wird sich eine *interpretatio christiana* kaum finden lassen.

Die Verteilung der Abgüsse mußte also auch mit Rücksicht auf den verfügbaren Raum erfolgen. Sie brachte zwangsläufig mit sich, daß Heyne die Abgüsse in seiner Vorlesung in ihrer Gesamtheit kaum heranziehen konnte; er blieb weiterhin vor allem auf die Abbildungswerke angewiesen, die am Ort der Vorlesung sofort greifbar waren. Zweifellos stellen Abgüsse nach antiken Bildwerken einen würdigen Schmuck für eine Bibliothek dar, aber das dürfte nicht das eigentliche Ziel gewesen sein, das Heyne mit dem Aufbau seiner Abgußsammlung verfolgte. Dieses Ziel wurde erst hundert Jahre nach seinem Tod erreicht.

Immerhin hat es K.O. Müller 1823 durchsetzen können, daß die Apsis der Pauliner Kirche zu einer Art Vorlesungsraum umgestaltet wurde, in dem einige der Heyneschen Abgüsse und die danach neuerworbenen zusammengeführt werden konnten.

Literatur:

Zur Geschichte der Göttinger Abgußsammlung:
K. Fittschen (Hrsg.), *Verzeichnis der Gipsabgüsse des Archäologischen Instituts der Georg-August-Universität, Bestand 1767–1989* (1990) 9–17; Ch. Boehringer, Über die Göttinger Sammlung von Gipsabgüssen antiker Skulpturen, in: D. Hoffmann – K. Maack-Rheinländer (Hrsg.), *„Ganz für das Studium angelegt", Die Museen, Sammlungen und Gärten der Universität Göttingen* (2001) 64–72.

Zu den Erwerbungen der Heyne-Zeit und zur Aufstellung der Abgüsse:
Ch. Boehringer, in: *Die Skulpturen der Sammlung Wallmoden, Ausstellung zum Gedenken an Christian Gottlob Heyne (1729–1812)* (1979) 102–115; ders., Lehrsammlungen von Gipsabgüssen im 18. Jh. am Beispiel der Göttinger Universitätssammlung, in: H. Beck – P. C. Bol (Hrsg.), *Antikensammlungen im 18. Jahrhundert* (1981) 273–291; H. Döhl, Bücher, Büsten und Skulpturen. Beobachtungen zur Ausstattung der Göttinger Universitätsbibliothek im 18. und 19. Jahrhundert, in: *Bibliothek und Wissenschaft* 36, 2003, 19–51.

Zu den Erwerbungen des Jahres 1767:
K. Fittschen, *Die Bildnisgalerie in Herrenhausen bei Hannover. Zur Rezeptions- und Sammlungsgeschichte antiker Porträts* (2006) 89–94.

Zu den Bibliotheksräumen im ehemaligen Kollegiengebäude:
E. Mittler, Die Göttinger Forschungsbibliothek – Tradition und Bauaufgabe, in: E. Mittler (Hrsg.), *700 Jahre Pauliner Kirche. Vom Kloster zur Bibliothek,* Katalog Ausstellung Göttingen 1994, 156 ff. mit Abb.

Zur Abgußsammlung der Universität Bonn:
W. Ehrhardt, *Das Akademische Kunstmuseum der Universität Bonn* (1982) 37 ff.; A. Bohne, Die Geschichte der Bonner Abgußsammlung unter Friedrich Gottlieb Welcker, Otto Jahn und Reinhard Kekulé, in: J. Bauer – W. Geominy (Hrsg.), *Gips nicht mehr,* Katalog Ausstellung Bonn 2000, 16–26.

Zur Abgußsammlung des Malers Mengs:
S. Röttgen, Zum Antikenbesitz des Anton Raphael Mengs und zur Geschichte und Wirkung seiner Abguß- und Formensammlung, in: Beck – Bol, a.O. 129–148.

Zur Abgußsammlung des Mantova Benavides:
B. Candida, *I calchi rinascimentali della collezione Mantova Benavides* (1967).

Zu den Abgüssen im Besitz Goethes und seiner Clytia:
Ch. Schuchardt, *Goethe's Kunstsammlungen* II (1846, Nachdruck 1976) 334 ff. mit Nr. 62–63; H. Döhl, Goethe und Christian Gottlob Heyne, in: *Goethe, Göttingen und die Wissenschaft,* Katalog Ausstellung Göttingen 1999, 89 ff. und 93 Nr. E 17.

Zur Sammlung Farsetti in Venedig:
L. Faedo, La collezione di calchi di Francesco Algarotti e la raccolta Farsetti, in: M. Fano Santi (Hrsg.), *Venezia, l'archeologia e l'Europa, Congresso internazionale Venezia 1994* (1996) 194–203.

Zu den Abgußsammlungen in europäischen Kunstakademien:
F. Haskell – N. Penny, *Taste and the Antique* (1981) 79 ff.

Zur Abgußsammlung der Berliner Akademie:
G. Platz-Horster, Zur Geschichte der Berliner Gipssammlung, in: W. Arenhövel – Ch.

Schreiber (Hrsg.), *Berlin und die Antike,* Aufsätze (1979) 273 ff.

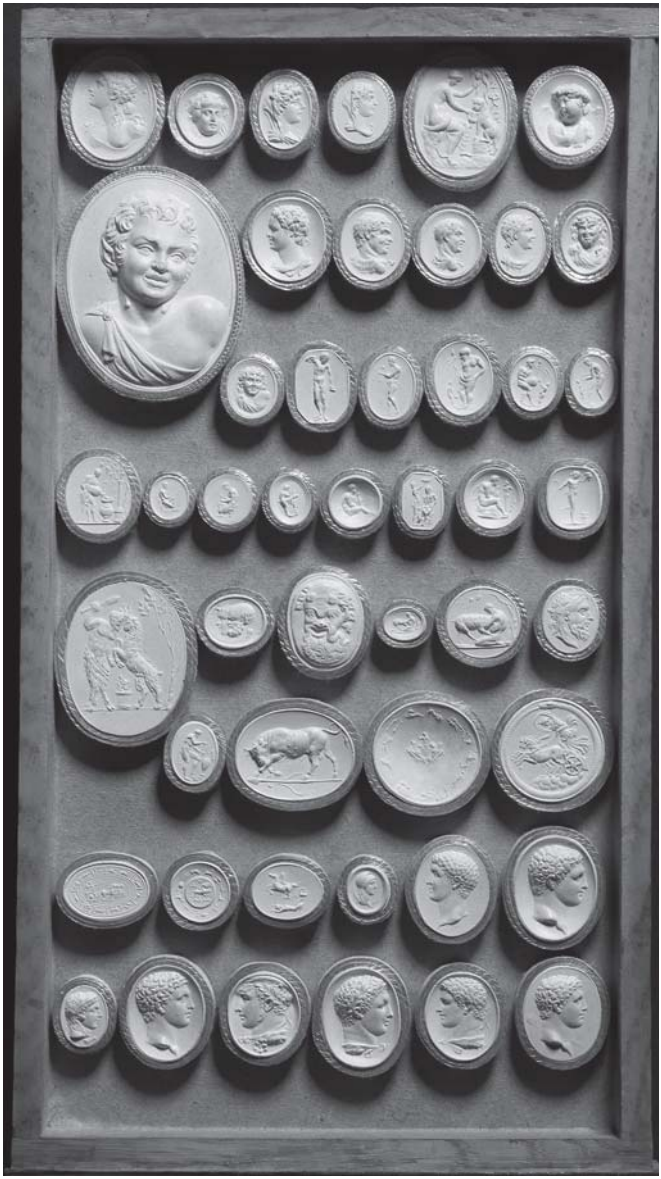
Zum Mannheimer Antikensaal:
W. Schiering, Der Mannheimer Antikensaal, in: Beck – Bol a.O. 257–272; *Der Antikensaal in der Mannheimer Zeichnungsakademie 1769–1803,* begleitende Vorträge zur Ausstellung Mannheim 1982 (1984).

Zu Raspes Erwerbungen für Kassel:
P. Gercke, Der Antiquarius Rudolf Erich Raspe, in: A. Linnebach (Hrsg.), *Der Münchhausen-Autor Rudolf Erich Raspe. Wissenschaft – Kunst – Abenteuer* (2005) 66–75.

Zum „Kaisersaal" in Ludwigslust:
M. Kunze, Repliques d'antiquités provenant de la cartonerie de Ludwigslust au XVIIIe siècle, in: *Moulage. Actes du Colloque International 10–12 Avril 1987* (1988) 153 f.

Zum Aufkommen des Handels mit Gipsabgüssen, zu den Gebr. Ferrari und zur Fa. Rost:
V. Kockel, Abgüsse, Nachbildungen und Verkleinerungen antiker Kunst und Architektur im 18. und 19. Jh., in: D. Boschung – H. v. Hesberg (Hrsg.), *Antikensammlungen des europäischen Adels im 18. Jahrhundert, Intern. Kolloquium Düsseldorf 1996* (2000) 31 ff. bes. 39 ff.; P. Rau, Kunsthandel, Kunstjournale und Kunstmanufakturen im 18. Jahrhundert, in: *Antlitz des Schönen, Klassizistische Bildhauerkunst im Umkreis Goethes,* Katalog Ausstellung Rudolstadt 2003, 59 ff.

Zum schwankenden Urteil über den Wert von Gipsabgüssen:
N. Himmelmann, *Utopische Vergangenheit. Archäologie und moderne Kultur* (1976) 138 ff.; H. U. Cain, Gipsabgüsse. Zur Geschichte ihrer Wertschätzung, in: *Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums 1995,* 200–215; A. Borbein, Zur Geschichte der Wertschätzung und Verwendung von Gipsabgüssen antiker Skulpturen (insbesondere in Deutschland und in Berlin), in: *Moulage* a.O. 29–43.



Lade mit Gemmenabdrücken aus Ph. D. Lipperts *Dactyliotheca Universalis* (1755), Göttingen, Archäologisches Institut

Heynes Daktyliotheken

Daniel Graepler

Heyne hatte sich zum Zeitpunkt seiner Berufung nach Göttingen hauptsächlich mit der Edition antiker Texte einen Namen gemacht. Nur eine einzige, gerade erst erschienene Arbeit archäologischen Charakters lag damals von ihm vor: Für den mit ihm befreundeten Dresdner Künstler und Abdruckfabrikanten Philipp Daniel Lippert hatte er den lateinischen Kommentarband zum dritten Teil von dessen *Dactyliotheca Universalis* verfaßt, einer umfassenden Edition von dreitausend Abdrücken antiker Gemmen.

Geschnittene Steine waren seit der Renaissance ein sehr geschätztes Medium der Antikenrezeption. Dank ihres Materialreizes und ihrer Kleinheit waren sie als Sammlungsgegenstand begehrt und weit verbreitet. Die Fülle der auf den Steinen dargestellten Themen begeisterte die Antiquare, die meisterhafte Ausführung einzelner Exemplare entzückte die Kunstkenner. Seit dem 17. Jahrhundert waren zahlreiche, aufwendig mit Kupferstichen illustrierte Publikationen über antike Gemmen erschienen. Die Herstellung von Kupferstichen war jedoch teuer und die Darstellungstreue für den Betrachter meist nicht nachkontrollierbar. In Sammlerkreisen hatte sich daher als zuverlässigeres Reproduktionsmedium der Abdruck bzw. Abguß in einem geeigneten Material – Siegellack, Gips, Schwefel oder Glas – durchgesetzt.

Lipperts Anliegen war es, durch planmäßige Verbreitung eines festen Bestandes ausgewählter, d. h. auf Authentizität und künstlerischen Wert geprüfter Gemmenabdrücke zur ‚Hebung des guten Geschmackes' beizutragen. Was Winckelmann durch seine theoretischen Schriften erreichen wollte, versuchte Lippert über die Schaffung einer möglichst breiten und allgemein zugänglichen Anschauungsgrundlage zu bewirken. Als Zielpublikum hatte er anfangs vor allem die gelehrten Kreise im Auge und ließ die – jeweils 1000 Abdrücke umfassenden – Lieferungen seiner Edition daher mit lateinischen Kommentarbänden versehen. Für deren Abfassung war zunächst der Leipziger Professor und Kunstkenner Johann Friedrich Christ zuständig. Er starb jedoch bei Erscheinen des zweiten Bandes 1756. Mit der Abfassung des dritten Bandes beauftragte Lippert nach einer längeren Publikationspause schließlich Christs Schüler Christian Gottlob Heyne. Diesem war der Auftrag, der ihm 100 Reichstaler einbrachte, aufgrund seiner prekären wirtschaftlichen Lage während des Siebenjährigen Krieges sehr willkommen. „Aber ich hatte Mühe, mich nur erst wieder in die lateinische Grammatik zu finden", gestand er später. Denn bei der Bombardierung Dresdens

durch die Preußen hatte er alle persönliche Habe verloren und mußte jahrelang ohne Bücher leben. Bescheiden ließ Heyne auf das Titelblatt des 1762 erschienenen Bandes nicht seinen vollen Namen setzen, sondern nur die Initialen „C. G. H."

Sicherlich war es nicht nur der finanzielle Aspekt, der ihn an dieser Tätigkeit reizte. Lipperts Anliegen, durch die Verbreitung der „besten Muster zur Kunst" Künstler und Betrachter „zur Erkenntniß des wahren Schönen, der Natur und der Kunst zu reizen", wie er selbst schrieb, kam Heynes eigenen Vorstellungen von der gesellschaftlich segensreichen Wirkung ästhetischer Erziehung sehr nahe. Vor diesem Hintergrund wirkt es vielleicht weniger merkwürdig, daß einer der ersten Gedanken Heynes nach seiner Ankunft in Göttingen Ende Juni 1763 der Beschaffung einer Lippert'schen Daktyliothek für die Universitätsbibliothek galt.

Mit Schreiben vom 1. August 1763 wandte er sich in dieser Angelegenheit an den Kurator der Universität, Gerlach Adolph Freiherr von Münchhausen, und beantragte nicht nur die Erwerbung der Daktyliothek, sondern schlug sogar vor, gleich den Autor selbst an die Georgia Augusta zu berufen. Für welche Tätigkeit Lippert vorgesehen war, ist nicht ganz klar, vielleicht für die eines Zeichenmeisters, wie er sie zu dieser Zeit in Dresden, an der königlichen Pagenakademie, ausübte. Aus Münchhausens Antwortschreiben geht hervor, daß er mit dem Vorschlag einverstanden war und ein Jahresgehalt von 300 Reichstalern in Aussicht stellte. Heyne wurde beauftragt, bei Lippert zu sondieren, unter welchen Bedingungen er bereit sei zu kommen. Doch kamen die Verhandlungen rasch zum Erliegen, weil Lippert in Dresden eine Professur an der Akademie erhielt, nebst weiteren finanziellen Vergünstigungen.

Daß er Lippert selbst nicht nach Göttingen holen konnte, wird Heyne sicherlich bedauert haben, doch konnte er immerhin noch im gleichen Jahr 1763 mit der (direkt bei Lippert bezogenen) Daktyliothek zu arbeiten beginnen. Schon im folgenden Jahr bot er eine Lehrveranstaltung über Gemmenkunde und antike Numismatik an.

Auch in der 1767 erstmals gehaltenen Archäologievorlesung nahmen die Gemmen einen zentralen Platz ein, zumindest am Anfang, als Heyne außer der Lippert'schen Daktyliothek noch kaum plastisches Anschauungsmaterial zur Verfügung stand. Nachdem er jedoch neben den kleinen Abdrücken auch erste Gipsabgüsse von großplastischen Büsten und Statuen erworben und seine zunächst auf die Gemmenkunde konzentrierten archäologischen Kenntnisse immer mehr auf andere Gebiete ausgedehnt hatte, traten die Gemmen in seiner Vorlesung zusehends in den Hintergrund. Der Vergleich der zahlreich erhaltenen Nachschriften zu seiner Archäologievorlesung belegt diese allmähliche Verschiebung der Gewichte. Die Mitschriften belegen darüber hinaus, daß Heyne neben den antiken immer auch die modernen Gemmenschneider in die Betrachtung einbezog. Soweit sie sich an klassischen Vorbildern orientierten

(wie es viele Gemmenschneider damals taten), waren in Heynes Augen auch sie befähigt, den Sinn für das ‚wahre Schöne' anzuregen und zu bilden. Dementsprechend reichhaltig sind in den von Heyne nach und nach erworbenen Daktyliotheken die Abdrücke von nicht original antiken, sondern allenfalls ‚im antikischen Stil' gearbeiteten Gemmen. Dies galt schon für Lipperts drei Bände, denen sich 1776 noch ein Supplementband mit weiteren tausend Abdrücken hinzugesellte. Lippert hatte zwar beteuert, nur unzweifelhaft antikes Material ausgewählt zu haben, doch waren ihm gleichwohl sehr viele neuzeitliche Nachahmungen in seine Sammlung hineingeraten.

Dasselbe läßt sich für einen zu Heynes Zeit nach Göttingen gelangten Doppelkasten mit sehr qualitätvollen Abdrücken, vorwiegend von römischen Porträts, aus der Werkstatt des berühmten Abdruckhändlers Christian Dehn in Rom konstatieren. Obwohl sehr eng an antike Vorbilder angelehnt, stammt der größere Teil der darin enthaltenen Abdrücke von nicht antiken Steinen. Nur eine dritte, ebenfalls zu Heynes Zeiten erworbene Daktyliothek mit Abdrücken von Kameen aus der Neapler Sammlung gibt einen überwiegend original antiken Bestand wieder.

Eine betont nebensächliche Rolle scheint die Frage ‚antik oder modern?' in der ungewöhnlichsten der heynezeitlichen Göttinger Daktyliotheken zu spielen. Ein Kabinettschränkchen mit 1381 roten Schwefelabdrücken und ursprünglich 87 Glaspasten, das nach neuesten Forschungen aus der Produktion des schottischen Modelleurs James Tassie stammt und ins Jahr 1786 datiert werden kann, enthält nur in geringem Umfang Stücke, die von echt antiken Steinen abgeformt sind. Und auch das übrige besteht keineswegs nur aus antikisierenden Arbeiten, sondern in erheblichem Umfang aus betont unantiken Darstellungen – von Porträts zeitgenössischer Persönlichkeiten bis hin zum Bild einer Montgolfiere. Über die genauen Umstände, unter denen dieses kunstvoll verzierte Schränkchen nach Göttingen gelangte, ist zwar nichts Näheres bekannt, aber man kann sich kaum vorstellen, welchen realen Nutzen es für Heynes archäologische Tätigkeit in Forschung und Lehre besessen haben könnte.

Nach Heynes Tod erlosch das Interesse an Gemmen und Gemmenabdrücken in Göttingen keineswegs. Im frühen 19. Jahrhundert erlebte die Produktion von Daktyliotheken noch einmal einen erheblichen Aufschwung, wobei nun stärker zwischen rein wissenschaftlichen, archäologisch ausgerichteten und eher dekorativen bzw. dem Werk zeitgenössischer Gemmenschneider gewidmeten Editionen unterschieden wurde. Vor allem in der Amtszeit Friedrich Wieselers, der das „archäologisch-numismatische Institut" der Göttinger Universität, wie es nun hieß, von 1842 bis 1889 betreute, wurde eine beeindruckende Menge von Abdrucksammlungen erworben, zugleich aber auch eine beachtliche Sammlung originaler antiker Gemmen aufgebaut. Erst durch diese Maßnahme – verbunden mit der Erwerbung umfangrei-

cher Bestände an Vasen, Terrakotten, Bronzen und anderen Originalwerken – war der Grad von unmittelbarer Anschauung antiker Kunst erreicht, wie auch Heyne ihn sich sicherlich gewünscht hätte, wie er aber zu seiner Zeit für eine Universität fernab der klassischen Länder und der großen Zentren noch undenkbar war.

Literatur:

Über die Göttinger Daktyliotheken orientiert ausführlich der mit der vorliegenden Broschüre zusammengehörige Ausstellungskatalog *Daktyliotheken. Götter & Caesaren aus der Schublade. Antike Gemmen in Abdrucksammlungen des 18. und 19. Jahrhunderts*, herausgegeben von Valentin Kockel und Daniel Graepler, München 2005; zu den Göttinger Daktyliotheken dort speziell S. 39–52, 82–94 und 154–203 (Kat. 2. 4. 6. 7. 8. 9. 11. 12. 13. 14. 16. 17. 18. 21. 22 und Appendix).

Heynes numismatische Forschungen und die Begründung der Münzsammlung

Christof Boehringer

Im Jahre 1773 hatte Heyne gegen eine Leibrente die bedeutende Sammlung des Naturhistorikers, Chemikers und Sprachforschers Christian Wilhelm Büttner (1716–1801) für das neugegründete Akademische Museum angekauft. Neben Mineralien und edlen Steinen, Hölzern und Pflanzen, Tieren sowie 'ausländischen Kunstsachen' enthielt sie zahlreiche Münzen und Medaillen; sie war eine sog. Universalsammlung mit Münzen aller Völker und Zeiten von der Antike bis zur Gegenwart.

Nachdem die nötigen Schränke zur Aufbewahrung angefertigt worden waren, gab Heyne 1777 in einer kleinen Schrift des Titels *Numi Familiarum Romanarum, qui in Museo academico seruantur* eine erste wissenschaftliche Nachricht von der neuen Institution. Zwei Fortsetzungen gleichen Titels folgten 1778. Die Münzen der Römischen Republik, oft ‚Familienmünzen' genannt, standen in jenen Jahren der Aufklärung im Zentrum allgemeinen Interesses. Bekanntlich hat nur wenige Jahre später die Französische Revolution auf verschiedene Symbole der Römischen Republik zurückgegriffen: So wollte man mit der Jakobinermütze den *pileus libertatis* nachbilden, das Symbol der Freilassung eines Sklaven, oder man gab dem obersten Beamten der neuen Republik den Titel *Consul*.

Die Gattung der von Heyne vorgelegten Münzen ist historisch außerordentlich interessant. Sie zeigen zahllose verschiedene Haupttypen und noch mehr Beizeichen und nennen auf vielen Emissionen die für ihre Prägung verantwortlichen Münzbeamten, so wie noch bis 2001 die DM-Scheine die Unterschrift des amtierenden Präsidenten der Deutschen Bundesbank. Da meist jährlich geprägt wurde, die Münzen kein Emissionsdatum trugen und die Amtszeit der Münzmeister auf ein Jahr begrenzt war, sie auch einem Dreierkollegium angehörten, ist die Zahl der überlieferten Namen groß und ein unendliches Feld für Detailforschungen.

Das Amt des Münzmeisters war in normalen Zeiten eines der niederen Ämter am Anfang einer Laufbahn, es wird im *cursus honorum* auf Grabinschriften nicht genannt. Oft geben die Münzmeister, ausgeschrieben oder als Ligatur, ihre Vornamen (p*raenomen*) und ihre Beinamen (c*ognomen*) an, auch das Praenomen des Vaters, manchmal des Großvaters, selten jedoch ihren Gentilnamen. Nur gelegentlich wird ein anderes Amt genannt, das sie innehaben, *imperator*, *dictator*, *augur* etc. Recht selten steht auch auf den Münzen, sie seien *ex s. c.*, auf Senatsbeschluß geprägt.

So war es schwierig, Ordnung in die Fülle des Materials zu bringen. Seit der Renaissance wählte man die Methode, die Münztypen nach den (oft erschlossenen) Gentilnamen der Münzmeister aufzureihen, daher *Numi Familiarum Romanarum*. Manchmal ließen sich Emissionen historisch einordnen, wenn auf ihnen etwa L. SVLLA IMPER. ITERVM stand oder einfach nur CAESAR (beide ohne Angabe des Gentils). Mühsam konnte man auch weitere Namen mit literarisch überlieferten Persönlichkeiten, etwa einem Konsul verbinden, hatte dann aber immer noch kein Datum für die Prägung, denn zwischen Ausübung des Münzmeisteramtes und Konsulat konnten gut und gerne 20 Jahre gelegen haben. Viele der vorkommenden Namen sind aber in gar keiner Schriftquelle überliefert.

Mangels besserer Kriterien blieb solche Ordnung bis ins fortgeschrittene 19. Jahrhundert üblich, mindestens bis zu Th. Mommsens *Geschichte des römischen Münzwesens*, die 1860 erschien. Erst 1952 und vor allem 1974 gelang es zwei englischen Publikationen, alle republikanischen Münzen systematisch in einen historischen Ablauf einzuordnen. Dies war möglich geworden, weil nunmehr genügend publizierte Münzfunde erlaubten, Schritt für Schritt durch das Hinzukommen immer weiterer Münzmeisternamen und Münztypen eine sinnvolle Reihung der Verbergungsdaten der Funde und der in ihnen enthaltenen Münzen zu gewinnen. Gelegentliche sichere Identifizierungen wie auch Ausgrabungen von Stätten mit überlieferten Zerstörungsdaten (Morgantina; Lucus Feroniae) boten die Nägel, das Geflecht einzuhängen.

Heyne war demnach auf die alte, alphabetische Ordnung angewiesen. Seine Beschreibungen der einzelnen Münztypen hielt er in allen drei Schriften möglichst knapp und ergänzte sie auch nicht durch Abbildungen – typisch göttingische Sparsamkeit! Dafür zitierte er jeweils ein bekanntes, auf der Bibliothek vorhandenes Referenzwerk, den *Thesaurus Morellianus*, dem Tafeln mit Kupferstichen beigegeben waren. Nur wenn Heyne aus seiner stupenden Kenntnis der antiken Schriftquellen heraus eine eigene Beobachtung hinzufügen konnte, wurde er etwas ausführlicher, so bei Denaren eines C.MAIAN(us), eines (Marcius) PHILIPPVS oder eines PETVLLIVS CAPITOLINVS. Die von ihm aufgelisteten Münzen sind fast alle auch heute noch in der Göttinger Sammlung nachweisbar.

Zu Heynes Zeit wurde die von ihm begründete Münzsammlung noch um einige weitere wichtige Geschenke bereichert. Besonders hervorzuheben sind die zahlreichen Schenkungen des Barons von Asch (1727–1807), die die verschiedensten Bereiche der Georg-August-Universität betrafen, darunter auch immer wieder die Münzsammlung. Zwar lag der Schwerpunkt von Aschs Gaben an Münzen und Medaillen auf Orientalischem und Neuzeitlichem, aber auch griechische, römische und byzantinische Münzen waren darunter. Nach Heynes Tod stagnierte die Sammlung mehr

Drei republikanische Denare, von Heyne in seinen Abhandlungen über die Familienmünzen 1777/78 behandelt, Göttingen, Münzsammlung der Universität

oder weniger und wurde erst durch Karl Otfried Müller 1837 neu geordnet und erweitert. In Müllers Amtszeit fällt auch die Erwerbung einer umfangreichen Sammlung von Schwefelabgüssen antiker Münzen, die der französische Numismatiker Mionnet herausgegeben hatte.

Auch nach Müllers frühem Tod 1840 ist die Sammlung kontinuierlich weitergewachsen und umfaßt heute insgesamt etwa 40.000 antike, mittelalterliche und neuzeitliche Münzen und Medaillen. Nach Tübingen besitzt Göttingen damit die zweitgrößte universitäre Münzsammlung in Deutschland.

Nicht nur als Gründer der Münzsammlung, sondern auch als Rezensent numismatischer Neuerscheinungen hat sich Heyne immer wieder mit münzkundlichen Fragen beschäftigt. In der Vorrede zu J. Chr. Rasches *Lexicon universae rei numariae veterum* betont er 1785 ganz im Sinne seiner Archäologie-Vorlesung den Charakter der Münzen als Kunstwerke. Seine Vertrautheit auch mit der frühen Forschung verrät ein ausführliches Vorwort, das er 1801 zur *Bibliotheca numaria* von J. G. Lipsius, einer voluminösen Bibliographie zur gesamten bis dahin erschienenen Münzliteratur, beitrug. Dennoch betrachtete sich Heyne nicht als Fachmann auf diesem Gebiet, denn angesichts der Vielzahl seiner Interessen und Verpflichtungen konnte er die sich rasch ausdifferenzierende Münzwissenschaft nicht mit der gleichen Gründlichkeit betreiben wie Spezialisten vom Schlage seines berühmten Zeitgenossen Eckhel in Wien. Auch in seinen Lehrveranstaltungen scheint Heyne sich nur gelegentlich mit Münzen beschäftigt zu haben.

Literatur:

Numismatische Arbeiten Heynes:

Numi Familiarum Romanarum qui in Museo academico servantur, Commentatio prior/altera/tertia et nouissima, Göttingen 1777–1778, wieder abgedruckt in: *Opuscula Academica collecta* II, 1787, S. 354–408; deutsche Zusammenfassungen GGA 1777, S. 961–964; 1778, S. 797 f. und S. 986

Vorrede zu: Johann Christoph Rasche, *Lexicon universae rei numariae veterum,* To. I. Leipzig 1785

De studii rei numismaticae antiquioris vicissitudinibus, [Vorwort zu:] J. G. Lipsius, *Bibliotheca numaria,* Leipzig 1801, S. V–XX

Zu Heynes numismatischen Forschungen:

M. Heidenreich, *Christian Gottlob Heyne und die Alte Geschichte,* München/Leipzig 2006, S. 314–317

Zur Sammlungsgeschichte:
Chr. Boehringer, Daten zur Göttinger Universitäts-Münzsammlung, *Georgia Augusta,* Nov. 1993, S. 27–41
ders., Die Göttinger Universitäts-Münzsammlung, in: Dietrich Hoffmann/Kathrin Maack-Rheinländer (Hrsg.), *„Ganz für das Studium angelegt": Die Museen, Sammlungen und Gärten der Universität Göttingen.* Göttingen 2001, S. 73–81

Zur Büttnerschen Schenkung:
J. St. Pütter: *Versuch einer academischen Gelehrten Geschichte von der Georg Augustus Universität zu Göttingen,* Band II, Göttingen 1788, S. 232 f.

Abguß der Statue einer sitzenden Nymphe aus der Sammlung Wallmoden
Göttingen, Archäologisches Institut, Inv. A 481

Die Sammlung Wallmoden, Rudolf Erich Raspe und Christian Gottlob Heyne

Klaus Fittschen

Im selben Jahr, in dem Heyne seine erste Archäologie-Vorlesung hielt und mit dem Sammeln von Gipsabgüssen begann, wurde der deutschen gebildeten Öffentlichkeit eine ganz neue, eben erst entstandene Sammlung antiker Skulpturen bekannt gemacht, die sich noch dazu in unmittelbarer Nachbarschaft zu Göttingen befand: die Sammlung des Barons Johann Ludwig von Wallmoden in Hannover. Der Verfasser des ohne Abbildungen vorgelegten, nur beschreibenden Katalogs war Rudolf Erich Raspe aus Hannover (1736–1794). Winckelmann hatte bereits im Januar 1766 an einen Freund in Deutschland geschrieben: „Der General Wallmoden aus Hannover wird in wenigen Tagen von hier abgehen. Es hat derselbe viel Geld an alte Denkmäler gelegt, und er wird der erste sein, welcher dergleichen in seinem Lande sehen läßet."

Johann Ludwig von Wallmoden wurde 1736 als Sohn König Georgs II. von Großbritannien und seiner Geliebten, Amalie von Wallmoden, geb. von Wendt, in Hannover geboren. Nach dem Tod der Königin zog Frau von Wallmoden mit ihrem Sohn an den Hof in London, was die Scheidung von ihrem rechtmäßigen Ehemann, Adam Gottlieb von Wallmoden, zur Folge hatte. Der junge Wallmoden wurde am Hof von St. James erzogen. Während seine Mutter vom König geadelt wurde, blieb der Sohn immer ein Wallmoden, obwohl in London bekannt war, daß er in Wahrheit ein Sohn des Königs und diesem auch sehr ähnlich war. Offensichtlich hat er diese Zurückstellung immer als Makel empfunden.

Nach einem kurzen Studium an der Universität Göttingen (immatrikuliert am 20. 4. 1752) schlug v. Wallmoden, wie es für junge Männer seines Standes üblich war, die militärische Laufbahn ein. Er nahm am Siebenjährigen Krieg (1756–1763) teil und brachte es bis zum General, ein Beweis, daß es ihm an Protektion doch nicht gänzlich mangelte.

In den folgenden zwei Jahren machte er seine Grand Tour, wie es sich für einen in England erzogenen Aristokraten gehörte. Die Reise führte ihn auch nach Italien, wo er in Rom Winckelmann und seinen Kreis kennenlernte. Hier entschloß er sich, Sammlungen anzulegen, wie es viele Engländer vor ihm getan hatten. Er kaufte antike Skulpturen, neuzeitliche z. T. kleinformatige Kopien nach antiken Bildwerken in Marmor, Gipsabgüsse, Gemmen, Gemälde und Bücher. Dazu war er dank der Erbschaft seiner 1765 in Hannover verstorbenen Mutter in der Lage, die von Georg II.

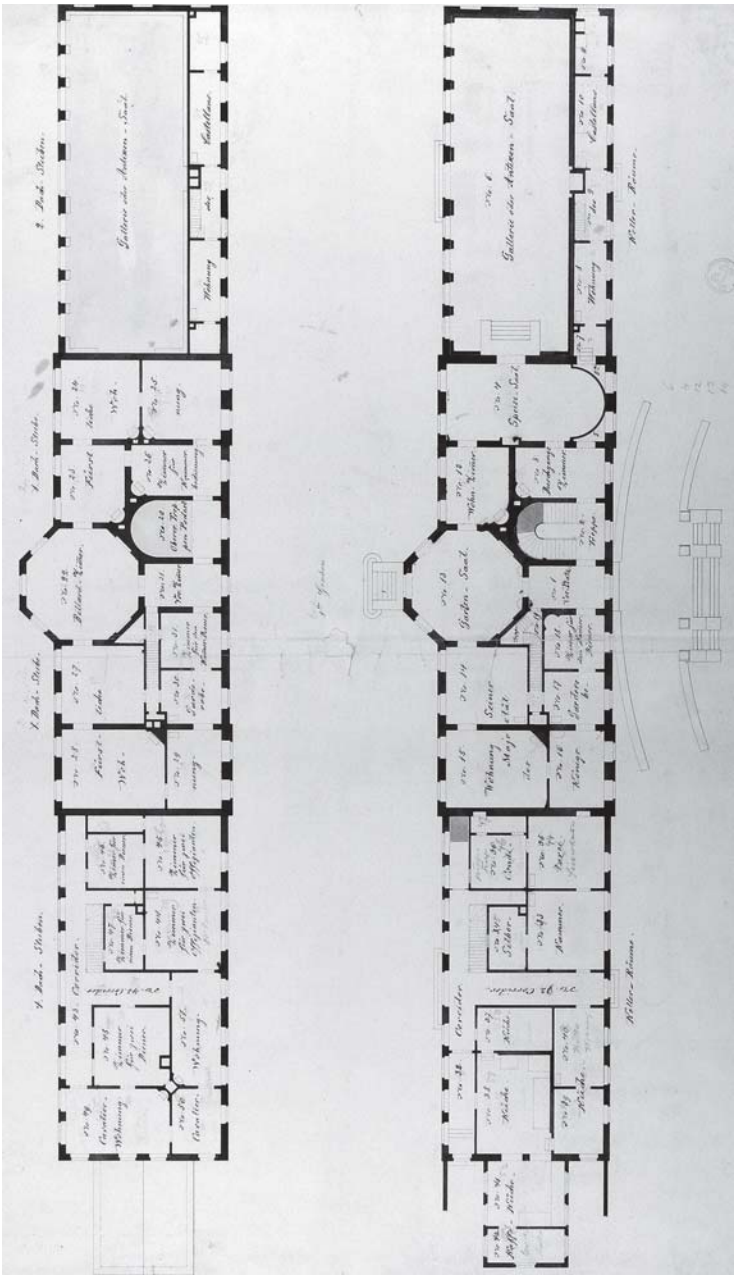
reich bedacht worden war. Diese Sammlungen sollten – wie in England üblich – würdig aufgestellt und öffentlich zugänglich sein. Dazu war ein kleines Schloß erforderlich, das in einem großen Garten liegen mußte. Schon gleich nach seiner Rückkehr nach Hannover begann v. Wallmoden mit dem Erwerb von Grundstücken in der Nähe des Großen Gartens von Herrenhausen.

Die Anlage des Gartens im englischen Typ (der heutige Georgen-Garten) und der Bau des Schlosses (heute das Wilhelm-Busch-Museum) mußte er von Wien aus organisieren, wo er von 1766 bis 1786 die britische Krone am Kaiserhof als Gesandter vertrat. Das Schloß wurde in den Jahren 1779 bis 1782 fertiggestellt; erst danach konnten die Antiken dort einziehen, und zwar in einen großen Saal im Westflügel des Gebäudes; sie waren also nicht auf einzelne Räume verteilt, sondern bildeten ein geschlossenes Ensemble (etwa so, wie sie jetzt im Oberen Hofauditorium des Archäologischen Instituts als Leihgabe SKH des Prinzen von Hannover aufgestellt sind). Vorher waren sie dicht gedrängt in einem provisorischen Nebengebäude untergebracht, wo sie aber bereits besichtigt werden konnten (und auch wurden, z.B. von Herder und Lichtenberg).

Während seiner Jahre in Wien gelang es v. Wallmoden, die verwaiste Reichsgrafschaft Gimborn (nordwestlich von Gummersbach) käuflich zu erwerben (1783). Dadurch stieg er zwar in den Stand eines Reichsfürsten auf, doch mußte er sich dazu hoch verschulden, was letztlich zur Auflösung seiner Sammlungen geführt hat. Auch konnte er sich dieser neuen Würde nicht mehr lange erfreuen, denn durch die Rheinbund-Akte von 1806 verloren nun auch die Reichsgrafen ihre Reichsunmittelbarkeit, und ihre Territorien wurden den sie umgebenden größeren Flächenstaaten einverleibt.

Dem Reichsgrafen v. Wallmoden-Gimborn erging es nicht anders als dem Reichsgrafen von Erbach, der fünfundzwanzig Jahre nach v. Wallmoden eine Antikensammlung aufgebaut hat. Beider Sammlungen sind die einzigen aus dem 18. Jahrhundert, die in Deutschland in ihrem ursprünglichen Bestand erhalten geblieben sind, die letztere sogar noch an ihrem angestammten Platz. Sie sind deshalb in ihrer Gesamtheit wertvolle kulturhistorische Zeugnisse.

Nach einer siebenjährigen Ruhepause, die v. Wallmoden in Hannover verbrachte, nahm er 1793 seine militärische Laufbahn wieder auf. In den Koalitionskriegen gegen Frankreich führte er die englischen und hannoverschen Truppen im Range eines Feldmarschalls. Der Besetzung des Kurfürstentums Hannover durch die napoleonische Armee im Jahre 1803 setzte er mangels eigener Entschlossenheit und aufgrund unzureichender Koordinierung mit der Regierung in London keinen Widerstand entgegen. Die kampflose Preisgabe Hannovers durch den „Vertrag von Sulingen“



Grundriß des Wallmoden-Schlößchens in Hannover-Herrenhausen, Hauptstaatsarchiv Hannover, Sign. 13 c Hann. 16-16 pm

wurde ihm von vielen als militärisches Versagen angelastet. Die restlichen acht Jahre bis zu seinem Tode 1811 verbrachte er wieder als Privatmann, unglücklich über die Lage seines Vaterlandes und bedrückt von seiner eigenen wirtschaftlichen Situation.

Die napoleonische Trophäenkommission, die auch das Kurfürstentum Hannover nach Kunstwerken absuchte, hat die Wallmodenschen Sammlungen unberührt gelassen. (Aus Hannover wurden nur die Bildnisbüsten in Herrenhausen entführt, die im Besitz des englischen Königs waren, mit dem sich Frankreich im Krieg befand.) Doch mußten die Erben nach v. Wallmodens Tod den gesamten Kunstbesitz wegen der hohen Schuldenlast verkaufen. Die Gemäldesammlung und die Bibliothek wurden öffentlich versteigert; aus den Auktionskatalogen läßt sich ersehen, wie sich diese Sammlungen zusammensetzten. (Die Bibliothek von 8588 Titeln enthielt mehr Militaria und neue Geschichte als Werke zur antiken und neueren Kunst; Winckelmann war seltsamerweise kaum vertreten.)

Von den rund 500 Gemälden sind einige – über spätere Besitzer – in die Landesgalerie Hannover gelangt. Über den Verbleib der Bücher ist nichts bekannt. Nur die Skulpturensammlung blieb beisammen, weil sie 1818 geschlossen vom Welfenhaus angekauft wurde. Sie wurde zunächst in ein anderes Lokal überführt und später aufgeteilt: Die antiken oder für antik gehaltenen Skulpturen wurden als Leihgabe erst dem staatlichen, später dem städtischen Kunstmuseum in Hannover anvertraut; die neuzeitlichen Kopien nach antiken Skulpturen verblieben dagegen in der Welfenfamilie im Herrenhäuser Schloß.

Da die im Museum befindlichen Bildwerke während des 2. Weltkrieges vorausschauend ausgelagert wurden, sind sie erhalten geblieben. Die neuzeitlichen Skulpturen wurden dagegen an ihrem Platz belassen, in der fatalen Annahme, eine Evakuierung sei nicht erforderlich, weil die Engländer das Stammschloß ihrer Könige nicht würden bombardieren wollen. Mit dem Herrenhäuser Schloß sind alle diese Stücke untergegangen, bis auf vier, die aus den Ruinen geborgen werden konnten. Von den verlorenen kennen wir nur ihre Bezeichnungen (und damit ihre antiken Vorbilder), aber wie sie tatsächlich ausgesehen haben, ist mangels Abbildungen oder Photographien bis heute unbekannt. Dieser Verlust wurde zunächst als nicht so gravierend empfunden, weil es sich ja ‚nur' um Kopien handelte. Doch inzwischen hat man begriffen, daß neuzeitliche Kopien von den berühmtesten antiken Bildwerken, die nicht zu kaufen waren, zur Grundausstattung fast aller Sammlungen des 18. Jahrhunderts gehören und genauso Ausdruck der Antikenbegeisterung dieser Zeit sind wie originale Statuen. Von den antiken Vorbildern aller dieser Kopien hätte Heyne gern Abgüsse in seiner Sammlung gehabt: vom Sterbenden Gallier z.B. gab es in Göttingen nur den Kopf. Diese neuzeitlichen Kopien waren von berühmten Bildhau-

Gruppe von Perseus und Andromeda aus der Sammlung Wallmoden
Göttingen, Archäologisches Institut, Leihgabe S.K.H. Ernst August Prinz von Hannover

ern angefertigt worden, wie z.B. von Bartolomeo Cavaceppi oder Carlo Albacini, denselben Künstlern, die auch die Ergänzungen an antiken Originalskulpturen der Sammlung Wallmoden vorgenommen haben, wie es damals allgemein üblich war.

Was aus den Wallmodenschen Gipsabgüssen geworden ist, konnte noch nicht geklärt werden. Reste davon scheinen noch bis in die Zeit nach dem 2. Weltkrieg existiert zu haben.

Die antiken Skulpturen, die v. Wallmoden in Rom erwarb, stammten zum Teil aus alten Sammlungen (Barberini, Colonna, Spada), z.T. handelt es sich um Neufunde. Auf die berühmteste, die sog. Knöchel spielende Nymphe, hatte Winckelmann in mehreren Briefen bereits aufmerksam gemacht, bevor sie in den Besitz v. Wallmodens kam. Dieser kaufte die Stücke vermutlich nicht direkt von den Vorbesitzern, sondern nahm dafür die Hilfe von Kunstagenten in Anspruch. Einer von diesen war der Engländer Thomas Jenkins, der viele englische Sammler beraten hat. Beim Erwerb verfolgte v. Wallmoden – wie auch andere Sammler – kein bestimmtes Programm; er mußte sich nach dem Angebot und den Preisen richten und hatte auch auf Exportlizenzen zu achten. Immerhin läßt die Sammlung zwei Schwerpunkte erkennen: Statuen griechischer Götter und Heroen sowie Porträtbüsten von römischen Kaisern und Personen der römischen Geschichte; bei den letzteren galten die zum Teil abenteuerlichen Benennungen der Antikenhändler.

Die Sammlung, wie sie von Raspe 1767 vorgestellt worden ist, war noch nicht die ganze Sammlung. Es trafen auch noch nach diesem Jahr in Hannover Antiken ein, sei es, daß die Exportgenehmigung oder der Transport sich verzögert hatten, sei es, daß v. Wallmoden auch noch von Wien aus weitere Skulpturen angekauft hat, in diesem Fall nicht auf Grund von Autopsie, sondern mit Hilfe von Zeichnungen. Es muß über diese erweiterte Sammlung bereits ein Verzeichnis im Umlauf gewesen sein, auf das sich Johann Heinrich Merck in seiner kurzen Beschreibung von 1780 beziehen konnte, ein vollständiger Katalog ist als Buch im Jahr darauf erschienen, d.h. noch vor der endgültigen Aufstellung der Skulpturen im Wallmoden-Schlößchen, wiederum ohne Abbildungen, obwohl es von allen Stücken inzwischen Zeichnungen gab, die wohl auch für eine Publikation vorgesehen waren. Dieser Katalog weist seltsamerweise keinen Verfassernamen auf. Es ist bisher nicht gelungen, den Autor eindeutig zu identifizieren. Vieles deutet darauf hin, daß es ebenfalls Raspe war, zumindest für größere Teile. Für das Fehlen seines Namens gibt es eine plausible Erklärung. Raspe hatte sich durch den ersten Katalog und andere Schriften einen Namen gemacht und daraufhin im Spätsommer 1767 die Stelle des Leiters der Antiquitätensammlung des Landgrafen von Hessen-Kassel erhalten. Hier hat er zunächst auch gute Arbeit geleistet, beging dann aber – in den Jahren 1773/74 – wegen seines

Abguß der Büste der sog. Clytia, Geschenk R. E. Raspes an Heyne 1792
Göttingen, Archäologisches Institut, Inv. 1279

aufwendigen Lebensstils die Dummheit, Münzen der landgräflichen Sammlung zu veruntreuen. Als die Sache aufflog, mußte der 1775 untertauchen. Er floh nach England, wo er sich mit ganz unterschiedlichen Tätigkeiten durchschlug. (In England hat er u.a. die Abenteuer des Barons von Münchhausen aufgeschrieben, die allerdings gewöhnlich nicht mit seinem Namen verbunden werden.) Raspe war also eine Unperson geworden, so daß es gar nicht denkbar gewesen wäre, seinen Namen über einen Katalog der Sammlung eines Baron von Wallmoden zu setzen. Aber offenbar war der Text schon soweit vorbereitet, daß er ohne die weitere Mitwirkung Raspes veröffentlicht werden konnte. So ist vielleicht auch zu erklären, daß auf eine Bebilderung verzichtet worden ist.

Im Jahr 1792, zwei Jahre vor seinem Tode, hat Raspe dem Hofrat Heyne in Göttingen einen Gipsabguß der Clytia als Geschenk übersandt (s.o.). Es war dies vielleicht ein zaghafter Versuch, an die Zeit vor seinem Fall wieder anzuknüpfen. Während seiner Kassler Jahre hatte Raspe einen lebhaften Briefwechsel mit Heyne geführt, 131 (noch nicht ausgewertete) Briefe Heynes haben sich in Kassel erhalten.

Raspes Vergehen liegt nun schon mehr als zweihundert Jahre zurück, aber gleichwohl hat es das Urteil über diesen Mann bis in unsere Gegenwart bestimmt. Erst vor zwei Jahren ist in Kassel der Versuch unternommen worden, Raspe zu rehabilitieren, zumindest als Forscher, Organisator und Dichter. Dabei ist deutlich geworden, welch ein origineller Kopf Raspe gewesen ist und was aus ihm noch hätte werden können, wenn er etwas geduldiger gewesen wäre und sich mit der wirtschaftlichen Situation, wie sie für mittellose junge Intellektuelle damals üblich war, abgefunden hätte. Er hätte sich an Heyne ein Beispiel nehmen sollen.

Im Jahre 1781, d.h. im selben Jahr, in dem der Katalog des Anonymus erschien, erhielt Heyne vom Baron v. Wallmoden acht Gipsabgüsse nach Skulpturen seiner Sammlung zum Geschenk. Diese Stiftung stellte für die junge Abgußsammlung eine ganz wesentliche Bereicherung dar. Die Abgüsse waren hergestellt worden, bevor sie ihre endgültige Aufstellung im Wallmoden-Schlößchen fanden. Die meisten haben sich erhalten, darunter glücklicherweise auch der einer Büste, die damals auf Caesar bezogen worden ist, die – auf noch ungeklärte Weise – nach 1844 der Sammlung Wallmoden abhanden gekommen und seitdem verschollen ist.

Es ist nicht überliefert, daß Heyne die Sammlung Wallmoden mit eigenen Augen gesehen hat, doch ist das so gut wie sicher, nicht nur weil auch andere Göttinger Professoren sie besucht haben (z.B. Lichtenberg), sondern weil er Stücke aus dieser Sammlung öfter in seiner Archäologie-Vorlesung erwähnt hat, darunter auch solche, die seit 1781 nicht als Abgüsse in Göttingen standen.

Er hat den Baron und späteren Reichsgrafen vermutlich auch persönlich gekannt,

doch scheinen die Beziehungen nicht besonders eng gewesen zu sein, denn als v. Wallmoden beabsichtigte, auf den Epitaph seiner 1783 in Lausanne gestorbenen und dort begrabenen Frau einen lateinischen Text zu setzen, wandte er sich wegen einer Formulierungshilfe nicht direkt an Heyne, sondern bat den Geheimen Kabinettsrat Georg Friedrich Brandes, seinen früheren Erzieher und Schwiegervater Heynes, um Vermittlung. Heyne hat die Bitte natürlich erfüllt.

Literatur:

Zur Sammlung Wallmoden:

R. E. Raspe, Nachrichten von der Kunstsammlung des Hrn. General von Wallmoden zu Hannover, in: *Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste* 4, 1767, 201–245; J. H. Merck, Kunstsachen, in: *Der Teutsche Merkur* 1780, viertes Vierteljahr, 270–275; Anonymus, *Nachrichten von einer Kunstsammlung zu Hannover* (1781); *Die Skulpturen der Sammlung Wallmoden. Ausstellung zum Gedenken an Christian Gottlob Heyne (1729–1812),* Archäologisches Institut der Universität Göttingen (1979); D. Graepler, Die Originalsammlung des Archäologischen Instituts, in: D. Hoffmann – K. Maack-Rheinländer (Hrsg.), *„Ganz für das Studium angelegt": Die Museen, Sammlungen und Gärten der Universität Göttingen* (2001) 60 f.

Zu Bartolomeo Cavaceppi:

Th. Weiss (Hrsg.), *Von der Schönheit weissen Marmors. Zum 200. Todestag Bartolomeo Cavaceppis* (1999).

Zu Carlo Albacini:

Plaster and Marble. The Classical and Neo-Classical Portrait Bust (The Edinburgh Albacini Colloquium), in: *Journal of the History of Collections* 3, 1991 Heft 2.

Zur Person des Grafen v. Wallmoden:

W. Gresky, Der Reichsgraf Johann Ludwig von Wallmoden-Gimborn und sein Schlößchen im Georgsgarten, in: *Hannoversche Geschichtsblätter* 36, 1982, 253–279; *„Zurück zur Natur". Idee und Geschichte des Georgengartens in Hannover-Herrenhausen,* Katalog Ausstellung Wilhelm-Busch-Museum Hannover 1997.

Zur „Grand Tour" im 18. Jahrhundert:

A. Wilton – I. Bignamini (Hrsg.), *Grand Tour. The Lure of Italy in the Eighteenth Century,* Katalog Ausstellung London – Rom 1996–1997.

Zur Gemäldesammlung Wallmoden:
Verzeichnis der Gräflich-Wallmodenschen Gemälde-Sammlung welche am 1sten Sept. des laufenden Jahres und in den folgenden Wochen zu Hannover meistbietend verkauft werden soll (Hannover 1818).

Zu seiner Bibliothek:
Systematisch-kritisches Verzeichnis der zum Nachlasse weil. Feldmarschalls Grafen von Wallmoden-Gimborn gehörigen ansehnlichen und kostbaren Sammlung von Büchern (Hannover 1812).
Die Sammlung von Gipsabgüssen ist im Anonymus von 1781 aufgelistet.

Zum Kunstagenten Thomas Jenkins:
G. Vaughan, Thomas Jenkins and his International Clients, in: D. Boschung – H. v. Hesberg (Hrsg.), *Antikensammlungen des europäischen Adels im 18. Jahrhundert* (2000) 20 ff.

Zur Person Raspes und zur Neubewertung seiner wissenschaftlichen und didaktischen Tätigkeit:
A. Linnebach (Hrsg.), *Der Münchhausen-Autor Rudolf Erich Raspe. Wissenschaft – Kunst – Abenteuer* (Kassel 2005).

Ausblick: Heynes Wirkung auf die Archäologie

Daniel Graepler

Die Bedeutung Heynes für die Entwicklung der Klassischen Archäologie sowohl in inhaltlich-methodischer als auch in institutioneller Hinsicht kann kaum überschätzt werden. Die feste Form, die er dem „Studium des schönen Alterthums" gegeben hat, sollte die weitere Fachgeschichte bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts tiefgreifend prägen.

Winckelmann hatte die entscheidenden Anstöße gegeben, durch die die gelehrte, aber planlose Beschäftigung der Antiquare mit den antiken Monumenten in eine wissenschaftlich fundierte Lehre von der Geschichte der Kunst des Altertums verwandelt worden war. Winckelmann war jedoch nicht an der Ausbildung einer Universitätsdisziplin interessiert gewesen. Die von ihm gegebenen Impulse ließen grundsätzlich verschiedene Entwicklungsmöglichkeiten zu, eine spekulativ-ästhetische ebenso wie eine stilgeschichtliche oder eine historisch-philologische. Jede dieser Entwicklungsmöglichkeiten spielte in der Winckelmann-Rezeption eine Rolle – die erste etwa in Hegels Ästhetik, die zweite bei der Ausbildung einer wissenschaftlichen Kunstgeschichte –, für die Fachgeschichte der Klassischen Archäologie wurde jedoch durch Heynes Wirken die dritte Richtung maßgeblich. Die philologische präzise Auswertung der Schriftquellen zur antiken Kunstgeschichte wurde zur Grundlage, auf der sich die weitere Etablierung der Archäologie als Universitätsfach vollzog. Die Sicherung der Chronologie, die systematische Sammlung aller Nachrichten über antike Künstler und Kunstwerke, die Erforschung der ‚Kunstmythologie', aber auch die Schaffung eines „Repertorium von allen Anticken, die man weiss" – all diese von Heyne als vordringlich erachteten Aufgaben der archäologischen Forschung bildeten die Agenda des neuen Universitätsfaches bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus. Dagegen spielte die unabhängig von der schriftlichen Überlieferung, ausschließlich aus Vergleichung erhaltener Artefakte gewonnene kunstgeschichtlich-archäologische Erkenntnis lange Zeit eine ganz untergeordnete Rolle.

Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts begann sich die Archäologie nicht nur institutionell, sondern auch methodisch vom Primat der Philologie zu lösen und als eine in erster Linie auf visueller Analyse beruhende Wissenschaft zu definieren. Doch obwohl die unmittelbar auf Heyne zurückführende philologisch dominierte Phase der Fachgeschichte nun ausklang, blieb eine andere von Heyne getroffene Grundentscheidung bis in jüngste Zeit wirksam: Indem er trotz aller kritischen Distanz zu

Winckelmann dessen Forderung „Kunstwerke als Kunstwerke zu betrachten" (und sei es mit philologischen Methoden) in den Mittelpunkt des zukünftigen Faches gestellt hatte, war die weitere Entwicklung der Disziplin als ‚Archäologie der Kunst' vorgezeichnet. Während andere archäologische Fächer, die erst später institutionelle Form gewannen, vor allem die Prähistorische Archäologie, die gesamte materielle Überlieferung der erforschten Kulturen zu ihrem Gegenstand machten, verstand sich die Klassische Archäologie bis ins späte 20. Jahrhundert hinein, vor allem in Deutschland, als vorwiegend kunstwissenschaftliche Disziplin. Erst in den letzten Jahrzehnten ist dieses Paradigma und damit die auf Heyne zurückgehende Verankerung der Fachidentität im geistigen Erbe Winckelmanns zusehends in Frage gestellt worden. Neuere wissenschaftsgeschichtliche Untersuchungen, die die Entstehung der archäologischen Disziplinen in größeren Zusammenhängen analysiert haben, haben deutlich gemacht, daß die archäologische Erforschung der griechischen und römischen Kultur keineswegs zwangsläufig auf den von Winckelmann vorgezeichneten Bahnen verlaufen mußte, sondern daß es zumindest theoretisch auch andere Optionen gegeben hätte. Wie diese Optionen im einzelnen beschaffen waren und ob sich die Archäologie im Kontext des Wissenschaftsbetriebs des 18. Jahrhunderts wirklich in eine ganz andere Richtung hätte entwickeln können – diese Fragen bedürfen freilich noch der genaueren Erforschung.

Auch die Einzelheiten der Wirkungsgeschichte Heynes für die Archäologie sind bisher nur ansatzweise untersucht worden. Hier müssen daher ein paar knappe Andeutungen genügen.

1) Heynes Schüler

Heyne hatte seine Archäologievorlesung bewußt nicht auf die Ausbildung von archäologischen Fachgelehrten hin angelegt, sondern als allgemeinbildende Veranstaltung, durch die auch Studenten, die eine ganz prosaische Verwaltungslaufbahn anstrebten, für das Schöne und Poetische sensibilisiert und damit zu humaneren Mitgliedern der Gesellschaft erzogen werden sollten. Entsprechend groß war die Hörerzahl dieser Veranstaltung. Nachdem sich die Vorlesung als feste, jährlich wiederholte Einrichtung etabliert hatte, gehörte es für Göttinger Studenten offenbar zum guten Ton, an ihr teilgenommen zu haben. Die Liste illustrer Hörer – von den Brüdern Humboldt und Friedrich August Wolf über die Brüder Schlegel bis hin zu Friedrich Tieck und Clemens Brentano – ist häufig zitiert worden. Auch Mitglieder des Hochadels wie die drei ‚englischen Prinzen', Söhne König Georgs III., oder der spätere König Ludwig I. von Bayern hörten Heynes Vorlesungen.

Eine besondere Rolle unter den Schülern Heynes spielt Friedrich August Wolf (1759–1824), der gegen seinen Lehrer eine betont kritische Position einnahm. Mit seiner 1807 veröffentlichten *Darstellung der Alterthums-Wissenschaft* schuf er einen für die weitere institutionelle Entwicklung der altertumswissenschaftlichen Fächer an den deutschen Universitäten grundlegenden Systementwurf. Selbst fast ausschließlich als Philologe tätig, ordnet er die Archäologie viel stärker der Philologie unter, als dies der ungleich universeller ausgerichtete Heyne getan hatte. Was Wolf im einzelnen zu den Zielen der Kunstarchäologie in einer zukünftigen Altertumswissenschaft zu sagen hat, lehnt sich eng an Heynes programmatische Ausführungen in der Lobschrift auf Winckelmann 1778 an, aus der Wolf sogar (trotz seiner Vorbehalte gegen Heyne) einen längeren Passus wörtlich zitiert.

Unter den Hörern der Archäologievorlesung waren jedoch auch einzelne junge Wissenschaftler, die man im engeren Sinne als ‚archäologische' Schüler Heynes bezeichnen kann. Zu nennen sind hier vor allem Friedrich Thiersch und Georg Zoëga. Thiersch (1784–1860) wurde später vor allem als Philologe, Bildungsreformer in Bayern (‚Praeceptor Bavariae') und Philhellene berühmt, er trat jedoch auch durch viel diskutierte archäologische Veröffentlichungen hervor, besonders durch seinen Versuch, Winckelmanns Modell der Stilepochen grundsätzlich in Zweifel zu ziehen (*Ueber die Epochen der bildenden Kunst unter den Griechen*, München 1816–25).

Für die Weiterentwicklung einer an Winckelmann und Heyne geschulten Monumentenkunde besonders wichtig war der Däne Georg Zoëga (1755–1809), der in den 1770er Jahren bei Heyne studierte, nach Rom ging und dort bis zu seinem Tode an umfangreichen archäologischen Werken arbeitete: einem grundlegenden Buch über ägyptische Obelisken (*De origine et usu obeliscorum*, Rom 1797) und einem noch anspruchsvolleren Projekt, der systematischen Veröffentlichung aller Denkmäler Roms, die allerdings nur teilweise realisiert werden konnte (*Li bassirilievi antichi di Roma*, Rom 1808). Zoëgas Ruhm als ‚neuer Winckelmann', der die Denkmäler vor Ort studierte, führte dazu, daß für ihn 1802 in Kiel der erste ausdrücklich für die Archäologie bestimmte Lehrstuhl an einer Universität eingerichtet werden sollte. Die Berufung kam aber nicht zustande, da Zoëga sich nicht entschließen konnte, Rom zu verlassen. Um Zoëgas Nachlaß kümmerte sich dessen junger Schüler und Freund Friedrich Gottlieb Welcker (1784–1868), der 1806 nach einem theologisch-philologischen Studium aus Gießen nach Rom gekommen war. Von Zoëga in die Monumentenkunde eingeführt, wurde Welcker in den folgenden Jahren einer der wichtigsten Vertreter der philologisch-archäologischen und insbesondere der ‚kunstmythologischen' Forschung in der Tradition Heynes. Wohl nicht zufällig fiel die Wahl auf ihn, als es nach Heynes Tod galt, einen geeigneten Nachfolger nach Göttingen zu berufen.

2) Heynes Nachfolger

Welcker war 1809 als Professor der griechischen Literatur und Archäologie nach Gießen berufen worden. 1816 wechselte er an die Georgia Augusta, auf den seit längerem vakanten Lehrstuhl Heynes. Ausdrücklich wurde ihm neben seinen philologischen Lehrverpflichtungen auch die Fortsetzung von Heynes Archäologievorlesung auferlegt. Welcker beschäftigte sich schon damals (wie auch später in seiner langen Bonner Zeit) sehr intensiv mit Forschungen zur antiken ‚Kunstmythologie'. Um seine Ergebnisse rasch publizieren zu können, gründete er 1818 in Göttingen die erste klassisch-archäologische Fachzeitschrift in Deutschland, die *Zeitschrift für Geschichte und Auslegung der alten Kunst*, die allerdings über einen stattlichen, hauptsächlich von Welcker selbst verfaßten ersten Band nicht hinausgelangte.

Schon 1819 nahm Welcker einen Ruf an die neugegründete Rheinuniversität in Bonn an, die, von der preußischen Regierung finanziell großzügig ausgestattet, ähnlich wie die kurz zuvor gegründete Berliner Universität den Reformgedanken Wilhelm von Humboldts, eines Förderers und Freundes Welckers, verpflichtet war. Welcker fand hier Gelegenheit, die Idee einer archäologischen Lehrsammlung in größerem Maßstab zu verwirklichen, die Heyne in Göttingen unter wesentlich bescheideneren Umständen entwickelt hatte.

Zu Welckers Nachfolger in Göttingen wurde der erst 22-jährige Karl Otfried Müller (1797–1840) berufen, der bereits durch philologische und althistorische Arbeiten Aufsehen erregt hatte und in Göttingen, wie schon Welcker, ausdrücklich auch mit der Fortführung der Archäologievorlesung beauftragt wurde. Anders als Heyne und Welcker beschränkte Müller sich in seiner archäologischen Publikationstätigkeit nicht auf Einzelforschungen, sondern verfaßte die erste vollgültige Synthese des neuen Faches, das 1830 erstmals erschienene *Handbuch der Archäologie der Kunst*. Bereits 1835 konnte er eine verbesserte zweite Auflage herausbringen und 1848 erlebte das Buch, nach dem frühen Tod des Verfassers, eine dritte Auflage – bearbeitet von Fr. G. Welcker.

Auch die von Heyne gegründete Lehrsammlung erlebte unter Müller entscheidende Fortschritte. Für die zuvor eher dekorativ in der Universitätsbibliothek aufgestellten Gipsabgüsse wurde 1825 auf Müllers Betreiben ein eigener archäologischer Saal im Erdgeschoß des Chors der Paulinerkirche eingerichtet. Dort hielt Müller seine archäologischen Lehrveranstaltungen ab. Die bedeutendste Erweiterung der Abgußsammlung gelang ihm 1829/30 mit der Erwerbung von Abgüssen der ‚Elgin Marbles', der durch Lord Elgin nach London gelangten Skulpturen vom Parthenon in Athen. Auch das Münzkabinett ordnete Müller neu und bereicherte es um eine be-

deutende Sammlung von 1473 Münzabgüssen aus Schwefel, die der französische Archäologie Mionnet herausgegeben hatte. Als Müller 1839 endlich eine lang ersehnte Forschungsreise nach Italien und Griechenland antreten konnte, stand ihm sogar ein eigener Etat für den Ankauf antiker Originale zur Verfügung. Diesen hatte er erst zu einem geringen Teil ausgeschöpft, als er am 1. August 1840 in Athen verstarb. Gleichwohl bildeten die von ihm erworbenen Vasen, Terrakotten und Skulpturen den Grundstock einer Sammlung, die in den folgenden Jahrzehnten zu beachtlicher Größe heranwuchs.

Müllers Schüler Friedrich Wieseler (1811–1892), der nach dem Tod seines Lehrers mit der Verwaltung der Abgüsse und Münzen beauftragt wurde, bemühte sich hartnäckig um die schrittweise institutionelle Verselbständigung seines Arbeitsbereichs. Die Sammlungen wurden auf sein Betreiben als „Archäologisch-numismatisches Institut" eine von der Universitätsbibliothek unabhängige Einrichtung. Mit der Gründung eines „Archäologischen Seminars" 1844 gelang Wieseler auch die Schaffung einer eigenen Lehreinrichtung, getrennt vom Philologischen Seminar. 1854 erreichte er schließlich seine Ernennung zum Ordinarius für Klassische Archäologie. Unter Wieselers fast fünfzigjähriger Leitung wuchsen Originalsammlung, Münzkabinett und Gipsabgußsammlung beständig an, nicht zuletzt durch die Erwerbung umfangreicher Daktyliotheken und die Anlage einer ansehnlichen Kollektion originaler Gemmen. Göttingen konnte damit auf archäologischem Gebiet im Kreis der deutschen Universitäten immer noch eine wichtige Rolle für sich in Anspruch nehmen, obwohl inzwischen die Gründung archäologischer Lehrstühle und zugehöriger Sammlungen an nahezu allen Universitäten als obligatorisch betrachtet wurde.

3) Göttingen als Modell

In Anlehnung an Heynes Göttinger Modell wurden seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert auch an anderen Orten kunstarchäologische Vorlesungen abgehalten, z. B. von dem Philologen Johann Philipp Siebenkees (1759–1796) an der Universität Altdorf. Aus dessen Nachlaß wurde 1799/1800 das erste *Handbuch der Archaeologie* herausgegeben, eine wissenschaftlich recht unselbständige Kompilation, deren Bearbeiter schon in der Vorrede bekennt: „Die erste Grundlage des gegenwärtigen Werkes ist aus des Hrn. Hofrath Heyne, Einleitung in das Studium der Antike, Göttingen und Gotha, Dieterich, s. a. – genommen."

Ähnlich eng an Heyne orientieren sich auch andere Einführungen in die Archäologie aus dem frühen 19. Jahrhundert (z. B. von J. Gurlitt oder von Chr. D. Beck), die offenbar alle von der weiten Verbreitung von Mitschriften zu Heynes Archäologievor-

lesung profitierten. Wesentlich auf dem intensiven persönlichen Austausch mit Heyne beruhten die Vorlesungen, die Carl August Böttiger (1760–1835) im Winter 1805/06 in Dresden hielt und die starke Beachtung fanden. Böttiger war einer der rührigsten und bekanntesten Archäologen im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts und bemühte sich vor allem um eine Vertiefung der Heyneschen Ansätze auf dem Felde der – von ihm erstmals so bezeichneten – ‚Kunstmythologie' (*Ideen zur Kunstmythologie*, 1826–1836).

Von der internationalen Wirksamkeit der Heyne'schen Lehre zeugt ein archäologisches Handbuch, das der Kopenhagener Archäologe Frederik Christian Petersen (1786–1859), ein Schüler Böttigers, 1825 auf dänisch und vier Jahre später auf deutsch herausbrachte. Über die Entstehung der Archäologie schreibt er dort: „Heyne war unter den akademischen Lehrern der erste, der durch zweckmässigere und geschmackvollere mündliche Vorträge bedeutend dazu beitrug, dieses Studium auf seinen rechten Weg zu bringen, und das Interesse dafür allgemeiner zu machen." Auch in Holland spielten die von Heyne gegebenen Impulse bei der Etablierung der Klassischen Archäologie eine wichtige Rolle, wie sich am Beispiel der Einrichtung einer archäologischen Professur und Lehrsammlung an der Universität Leiden seit 1818 aufzeigen läßt.

Einen entscheidenden Schritt zur Institutionalisierung der Klassischen Archäologie an den deutschen Universitäten bezeichnete die schon erwähnte Gründung eines „Akademischen Kunstmuseums" an der Universität Bonn durch die preußische Regierung 1818. Heynes Erbe wirkte hier unmittelbar nach. Mit der Einrichtung der Museums wurden zwei ehemalige Göttinger beauftragt, Heynes Schüler August Wilhelm von Schlegel, seit 1818 Professor für Literatur und Kunstgeschichte, und Heynes Nachfolger Fr. G. Welcker, seit 1819 Professor für Philologie und Archäologie. Was K. O. Müller in Göttingen erst 1825 gelang, war in Bonn von Anfang an vorgesehen: die Bereitstellung eigener Räumlichkeiten für die Abgußsammlung. Außerdem wurden so reichliche Geldmittel zur Verfügung gestellt, daß sogleich ein beachtlicher Grundstock an Abgüssen erworben werden konnte, der in wenigen Jahren auf über 500 Objekte anwuchs. Seit 1824 wurden die Gipsabgüsse als museale Einrichtung der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Wie die Göttinger Sammlung war auch das Akademische Kunstmuseum in den ersten Jahrzehnten seines Bestehens räumlich und verwaltungstechnisch eng mit der von Welcker geleiteten Universitätsbibliothek verbunden. Doch hat es sich im Laufe der Zeit zu einem bedeutenden archäologischen Museum im vollen Sinne des Wortes entwickelt. Dieser Schritt ist der Göttinger Sammlung bis heute versagt geblieben. Zwar sind die Gipsabgüsse auch der Öffentlichkeit zugänglich, die Sammlung antiker Originale aber und das Münzkabinett harren noch der Präsentation in einem musealen Rahmen, der sie auch für ein allgemeines Publikum nutzbar machen würde. Es

wäre erfreulich, wenn hier eine Lösung gefunden würde, noch bevor sich der Todestag des Mannes zum zweihundertsten Male jährt, ohne den die Archäologie – in Göttingen, aber auch ganz allgemein – nicht das geworden wäre, was sie heute ist.

Literatur:

Zur Entwicklung der Klassischen Archäologie in Deutschland unter Heynes Einfluß vgl. Stephanie-Gerrit Bruer, *Die Wirkung Winckelmanns in der deutschen Klassischen Archäologie des 19. Jahrhunderts*. Stuttgart 1994, S. 42–139

An Heynes Vorlesung angelehnte Einführungen und Handbücher:

Johannes Gurlitt, *Allgemeine Einleitung in das Studium der schönen Kunst des Altertums, Erste Abtheilung*. Magdeburg 1799

Johann Philipp Siebenkees, *Handbuch der Archaeologie oder Anleitung zur Kenntniss der Kunstwerke des Alterthums und zur Geschichte der Kunst der alten Völker*, 2 Bde. Nürnberg 1799–1800

Carl August Böttiger, *Andeutungen zu vier und zwanzig Vorträgen über die Archaeologie im Winter 1806, Erste Abtheilung*. Dresden 1806

Christian Daniel Beck, *Grundriß der Archäologie oder Anleitung zur Kenntniß der Geschichte der alten Kunst und der Kunst-Denkmäler und Kunstwerke des classischen Alterthums*. Leipzig 1816

Frederik Christian Petersen, *Allgemeine Einleitung in das Studium der Archäologie*. Leipzig 1829

Zu Heynes Schülern:

Martin Vöhler, Christian Gottlob Heyne und das Studium das Altertums in Deutschland, in: Glenn W. Most, *Disciplining Classics – Altertumswissenschaft als Beruf* . Göttingen 2002, S. 39–54

Clemens Menze, *Wilhelm von Humboldt und Christian Gottlob Heyne*. Ratingen 1966

Friedrich August Wolf, *Darstellung der Altertumswissenschaft nach Begriff, Umfang, Zweck und Wert* (Dokumente der Wissenschaftsgeschichte), Berlin[-Ost] 1985; Salvatore Cerasuolo, *Friedrich August Wolf e la scienza dell'antichità*. Napoli 1997

Heinrich W. J. Thiersch (Hrsg.), *Friedrich Thiersch's Leben*, 2 Bde. Leipzig und Heidelberg 1866

Friedrich Gottlieb Welcker, *Zoegas Leben. Sammlung seiner Briefe und Beurtheilung seiner Werke*. Stuttgart/Tübingen 1819; Jørgen Mejer, Welcker and Zoëga, in: William M. Calder III u.a. (Hrsg.), *Friedrich Gottlieb Welcker, Werk und Wirkung* (Hermes Einzelschriften, 49). Stuttgart 1986, S. 53–77.

Heynes Nachfolger:
Reinhard Kekulé, *Das Leben Friedrich Gottlieb Welckers nach seinen eignen Aufzeichnungen und Briefen*. Leipzig 1880; William M. Calder III u.a. (Hrsg.), *Friedrich Gottlieb Welcker, Werk und Wirkung* (Hermes Einzelschriften, 49). Stuttgart 1986
William M. Calder III u.a. (Hrsg.), *Zwischen Rationalismus und Romantik. Karl Otfried Müller und die antike Kultur*. Hildesheim 1998
Klaus Fittschen in: Reinhard Lullies / Wolfgang Schiering (Hrsg.), *Archäologenbildnisse. Porträts und Kurzbiographien von Klassischen Archäologen deutscher Sprache*, Mainz 1988, S. 33 f.

Zur Geschichte der Göttinger Sammlung im 19. Jahrhundert:
Friedrich Wieseler, *Die Sammlungen des archäologisch-numismatischen Instituts der Georg-Augusts-Universität. Ein museographischer Bericht*. Göttingen 1859; Klaus Fittschen, Von Wieseler bis Thiersch (1839–1939). Hundert Jahre Klassische Archäologie in Göttingen, in: *Die Klassische Altertumswissenschaft an der Georg-August-Universität Göttingen. Eine Ringvorlesung zu ihrer Geschichte*. Göttingen 1989, S. 78–97; Christof Boehringer und Daniel Graepler, in: Dietrich Hoffmann / Kathrin Maack-Rheinländer (Hrsg.), *„Ganz für das Studium angelegt": Die Museen, Sammlungen und Gärten der Universität Göttingen*, Göttingen 2001, S. 55–81.

Zur Bonner Sammlung:
Wolfgang Ehrhardt, *Das Akademische Kunstmuseum der Universität Bonn unter der Direktion von Friedrich Gottlieb Welcker und Otto Jahn*. Opladen 1982

Christian Gottlob Heyne (1729–1812)
Biographische Daten

1729, 25. Sept.	Geburt in Chemnitz als Sohn eines Leinewebers; Kindheit und Jugend in großer Armut
1741	Aufnahme in das Chemnitzer Lyceum
1748	Beginn des Studiums an der Universität Leipzig, u. a. bei J. A. Bach (Jura) sowie J. F. Christ und J. A. Ernesti (Alte Sprachen)
1752	Magisterdisputation in Leipzig mit einer juristischen Dissertation
1753	Anstellung als Kopist an der Bibliothek des Grafen Brühl in Dresden, Jahresgehalt 100 Taler
1754/55	**Bekanntschaft mit J. J. Winckelmann**
1755	Edition der Elegien des Tibull, Heynes erste altertumswissenschaftliche Publikation
1756	Ausbruch des Siebenjährigen Krieges; aufgrund der Flucht des Grafen Brühl Verlust eines festen Einkommens; in den folgenden Jahren Tätigkeit als Hauslehrer, Übersetzer, Publizist
1760	Verlust der gesamten Habe, einschließlich aller wissenschaflichen Unterlagen, bei der Bombardierung Dresdens durch die Preußen
1761	Heirat mit Therese Weiß
1762	**Mitarbeit an Ph. D. Lipperts *Dactyliotheca Universalis***
1763, 24. März	Berufung nach Göttingen als Professor der Poesie und Beredsamkeit, Direktor des Philologischen Seminars und Zweiter Bibliothekar der Universitätsbibliothek, Aufnahme in die Königliche Societät der Wissenschaften; Jahresgehalt 800 Taler
1763, Ende Juni	Ankunft in Göttingen
1763, Dez.	Ernennung zum Ersten Bibliothekar als Nachfolger von J. D. Michaelis
1767	Ablehnung eines Rufes als Leiter der Kunstsammlungen nach Kassel; Gehaltserhöhung auf 1000 Taler
	Beginn der Archäologie-Vorlesung; Ankauf erster Gipsabgüsse für die Bibliothek
1770	Ernennung zum Hofrat und zum Sekretär der Societät der Wissenschaften und Redakteur der *Göttingischen Anzeigen von Gelehrten Sachen* sowie zum Inspektor des Pädagogiums zu Ilfeld

1772	**Publikation eines kurzen Überblicks zur Archäologie-Vorlesung: *Einleitung in das Studium der Antike, oder Grundriß einer Anführung zur Kenntniß der alten Kunstwerke***
1774	Betrauung mit der Inspektion der Freitische an der Universität Göttingen (d.h. Oberaufsicht über das Stipendienwesen)
1775	Kauf eines eigenen Hauses am Papendiek, direkt neben der Universitätsbibliothek
	Tod von Therese Heyne, geb. Weiß
1777	Heirat mit Georgine Brandes, Tochter des in der hannoverschen Regierung für die Universitätsverwaltung zuständigen Hofrats Georg Brandes
1778	**Prämierung der Lobschrift auf Winckelmann durch die Société des Antiquités de Cassel**
1778/9	**Publikation der *Sammlung antiquarischer Aufsätze***
1785	Heirat von Heynes ältester Tochter Therese mit dem Schriftsteller und Naturforscher Georg Forster
	Erholungsreise an den Rhein, nach Mannheim und Heidelberg (Heynes erste größere Reise seit der Berufung nach Göttingen)
1787	Ablehnung eines Rufes als Oberbibliothekar nach Dresden
1788	Sechswöchige Reise in die Schweiz (Heynes einzige Auslandsreise)
1789	Ablehnung eines Rufes als Prokanzler zur Reform des dänischen Bildungswesens nach Kopenhagen
1797–1800	Große illustrierte Edition der Werke Vergils in sechs Bänden
1801	Ernennung zum Geheimen Justizrat
1803	Erfolgreiche Bittschrift an Napoleon zum Schutz der Göttinger Universität
1809	Abgabe der Funktion eines Professors der Beredsamkeit unter Beibehaltung aller übrigen Ämter
1812, 11. Juli	Letzte Ansprache vor der Sozietät der Wissenschaften
14. Juli	Tod in Göttingen, Beisetzung auf dem St. Bartholomäus-Friedhof vor dem Weender Tor

Allgemeine Literatur zu Christian Gottlob Heyne

Arnold Hermann Ludwig Heeren, *Christian Gottlob Heyne, biographisch dargestellt von Arn. Herm. Lud. Heeren.* Göttingen 1813
(mit Schriftenverzeichnis ohne Rezensionen)

Carl Bernhard Stark, *Systematik und Geschichte der Archäologie der Kunst*. Leipzig 1880, S. 212–215

Allgemeine Deutsche Biographie 12 (1880) S. 375–378 (Conrad Bursian)

Friedrich Leo, Heyne, in: *Festschrift zur Feier des hundertfünfzigjährigen Bestehens der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Beiträge zur Gelehrtengeschichte Göttingens*. Berlin 1901, S. 153–234

Neue Deutsche Biographie 9 (1972) S. 93–95 (Ulrich Schindel)

Christian Gottlob Heyne 1729–1812. Ausstellung anläßlich seines 250. Geburtstages. Göttingen: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek, 1979

Norbert Kamp u.a., *Der Vormann der Georgia Augusta, Christian Gottlob Heyne zum 250. Geburtstag. Sechs akademische Reden*. Göttingen 1980
(Im vorliegenden Zusammenhang besonders wichtig der Beitrag von Klaus Fittschen, Heyne als Archäologe, ebd. S. 32–40)

Ulrich Schindel, In memoriam C. G. Heyne, *GGA* 232, 1980, S. 1–5

Maria Michaela Sassi, La freddezza dello storico: Christian Gottlob Heyne, *Annali della Scuola Normale Superiore di Pisa, Classe di lettere e filosofia,* 3. Ser., Bd. 16, 1986, S. 105–126

Klaus Fittschen, Christian Gottlob Heyne 1729–1812, in: Reinhard Lullies/Wolfgang Schiering (Hrsg.), *Archäologenbildnisse. Porträts und Kurzbiographien von Klassischen Archäologen deutscher Sprache*. Mainz 1988, S. 8 f.

Martin Vöhler, Christian Gottlob Heyne und das Studium das Altertums in Deutschland, in: Glenn W. Most, *Disciplining Classics – Altertumswissenschaft als Beruf* (Aporemata. Kritische Studien zur Philologiegeschichte, 6). Göttingen 2002, S. 39–54

Fee-Alexandra Haase, *Christian Gottlob Heyne (1729–1812). Bibliographie zu Leben und Werk. Gedruckte Veröffentlichungen, zeitgenössische Schriften zu seiner Rezeption, Forschungsliteratur*. Heidelberg 2002
(Mit Verzeichnis der Rezensionen; allerdings sehr fehlerhaltig)

Sotera Fornaro, *I Greci senza lumi. L'antropologia della Grecia antica in Christian Gottlob Heyne (1729–1812) e nel suo tempo* (Nachr. der Akad. der Wiss. zu Göttingen, I. Philolog.-hist. Klasse, 2004, Nr. 5). Göttingen 2004

Marianne Heidenreich, *Christian Gottlob Heyne und die Alte Geschichte* (Beiträge zur Altertumskunde, 229). München/Leipzig 2006
(Grundlegende Monographie mit sorgfältiger Zusammenstellung aller Veröffentlichungen Heynes außer den Rezensionen)

Abkürzungen

GGA Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen, ab 1802 Göttingische Gelehrte Anzeigen

NBSW Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste

Bildquellen

Göttingen, Archäologisches Institut der Universität, Photo Stephan Eckardt:
S. 53, S. 65, S. 67 rechts, S. 93, S. 95, S. 100, S. 107, S. 110, S. 115, S. 117

Göttingen, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek:
alle anderen Aufnahmen

Hannover, Niedersächsisches Hauptstaatsarchiv:
S. 113

Göttinger Bibliotheksschriften

(items for sale)

1. Edith Stein. Studentin in Göttingen 1913–1916. Ausstellung zum 100. Geburtstag 7.10.–28.10.1991. 1991. 118 S. 4,– €

2. Der Brocken und sein Alpengarten. Erinnerungen – Dokumentationen. Ausstellung vom 17.3.–5.6.1993. 1993. 81 S. 4,– €

3. Übersicht über die Systematik des Bandrealkataloges der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbliothek Göttingen. Bearb.: G.-J. Bötte u. D. Sickmüller. 1993. XIII, 75, 126 S. 5,– €

4. Neues Heimatland Brasilien. Texte und Bilder zur kulturellen Entwicklung der deutsch-brasilianischen Bevölkerung in Südbrasilien. Begleitband zur Ausstellung vom 10.1.–19.2.1994 / Sandra Messele-Wieser, Lothar Wieser. 1994. IV, 84 S. 4,– €

5. Möglichkeiten der Beschaffung und Bereitstellung digitaler Karten im Sondersammelgebiet. DFG-Projektstudie. Bearb. von Christiane Beckert. 2002. 142 S. 10,– €

6. Kröger, Detlef: European and international Copyright protection. Microcopies and databases. 1995. 283 S. 10,– €

7. Bestandserhalt durch Konversion: Microverfilmung und alternative Technologien. Beiträge zu drei Fachtagungen des EU-Projekts MICROLIB. 1995. 208 S. 10,– €

10. Sibirien Finnland Ungarn : Finnisch-ugrische Sprachen und Völker in der Tradition eines Göttinger Sondersammelgebiets. Ausstellung in der Paulinerkirche vom 28.2.–9.4.1998. 344 S. 6,– €

13. „Göthe ist schon mehrere Tage hier, warum weiß Gott und Göthe“: Vorträge zur Ausstellung „Der gute Kopf leuchtet überall hervor“ – Goethe, Göttingen und die Wissenschaft. 2000. VI, 295 S. 14,– €

14. Towards consensus on the electronic use of publications in libraries: strategy issues and recommendations / Thomas Dreier. 2001. 120 S. 7,– €

16. Zehn Jahre Pica in Niedersachsen und Deutschland. Skizzen eines Erfolges. 2001. 181 S. 5,– €

17. „Wohne immer in meinem Herzen und in den Herzen meiner Freunde allesbelebende Liebe!“ Friedrich Leopold Graf zu Stolberg (1750–1819). Aus der literarisch-historischen Sammlung des Grafen Franz zu Stolberg-Stolberg, 1210 – 1750 – 2001 / Bearb. von Paul Kahl. 2001. 143 S. 10,– €

18. Johann Heinrich Voß. 1751–1826. Idylle, Polemik, Wohllaut. 2001. 298 S. 15,– €

19. Weltbild – Kartenbild. Geographie und Kartographie in der frühen Neuzeit / Bearb. von Mechthild Schüler. 2. Aufl. 2002. 94 S. 10,– €

20. LIBER – Ligue des Bibliothèques Européennes de Recherche. Architecture Group Seminar. Leipzig, March 19–March 23, 2002. The Effective Library. Vision, Planning Process and Evaluation in the Digital Age. **Documentation of new library buildings in Europe.** 2002. 319 p. 35,– €

21. Das Göttinger Nobelpreiswunder – 100 Jahre Nobelpreis. 2. Aufl. 2002. 377 S. 22,– €

22. 300 Jahre St. Petersburg – Russland und die „Göttingische Seele". 2. Aufl. 2004. 502 S. 14,– €

23. Das Göttinger Nobelpreiswunder – 100 Jahre Nobelpreis. Vortragsband. 2004. 194 S. 11,– €

24. Daniela Grebler, Kornelia Priesel-Agidigbi, Dirk Steinert: In Sachen AACR2. Eine Bibliographie zur Second edition der Anglo-American cataloguing rules mit originalsprachigen und übersetzten Ausgaben sowie englisch- und deutschsprachiger Sekundärliteratur 1978–2002. 2004. V, 160 S. 5,– €

25. LIBER – Ligue des Bibliothèques Européennes de Recherche. Architecture Group Seminar. Bozen/Bolzano, March 17–March 19, 2004. The Renaissance of the Library – adaptable library buildings. **Documentation of new library buildings in Europe.** 2004. 367 p. 36,– €

26. Edward S. Curtis: The North American Indian. Die Indianer Nordamerikas. Ausstellung in der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, 29.2.–18.4.2004 / Mit einer Einf. von Hans Christian Adam. 2004. 72 S. 9,– €

27. Dieter Cherubim, Ariane Walsdorf: Sprachkritik als Aufklärung – Die Deutsche Gesellschaft in Göttingen im 18. Jahrhundert. 2. Aufl. 2005. 237 S. 16,– €

28. Anne Ørbæk Jensen, Claus Røllum-Larsen, Inger Sørensen: Wahlverwandtschaften – Zwei Jahrhunderte musikalischer Wechselwirkungen zwischen Dänemark und Deutschland. 2004. 115 S. 15,– €

29. Nützliches Vergnügen. Kinder- und Jugendbücher der Aufklärungszeit aus dem Bestand der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen und der Vordemann-Sammlung. 2004. 259 S. 22,– €

30. „Wie der Blitz einschlägt, hat sich das Räthsel gelöst" – Carl Friedrich Gauß in Göttingen. 2005. 252 S. 12,– €

31. „Eine Welt allein ist nicht genug“ – Großbritannien, Hannover und Göttingen 1714–1837. 2005. 450 S. 16,– €

32. Kerstin Thieler: „ [...] des Tragens eines deutschen akademischen Grades unwürdig.“ Die Entziehung von Doktortiteln an der Georg-August-Universität Göttingen im „Dritten Reich“. 2. Aufl. 2006. 104 S. 8,– €

33. Die spanische Aufklärung in Deutschland. Eine Ausstellung aus den Beständen der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen. 2005. 114 S. 10,– €

34. LIBER – Ligue des Bibliothèques Européennes de Recherche. Architecture Group Seminar. Utrecht, The Netherlands, March 22 – March 24, 2006 with a pre-seminar tour in Belgium and the south of The Netherlands, March 20/21, 2006. Changing Needs, Changing Libraries. **Documentation of new library buildings in Europe.** 2006. 327 p. 36,– €

35. Göttinger Kostbarkeiten – Handschriften, Drucke und Einbände aus zehn Jahrhunderten. 2006. 286 S. 29,80 €

CD-ROMs from the Goettingen State and University Library

(items for sale)

Die ganze Welt ist aus Papier. Graphiken und Objekte zu allen Gelegenheiten 1800–1930. 18,– €

„Der gute Kopf leuchtet überall hervor“ – Goethe, Göttingen und die Wissenschaft. 15,– €

Gutenberg digital. Göttinger Gutenberg-Bibel, Musterbuch und Helmaspergersches Notariatsinstrument. 54,– €

Weltbild – Kartenbild. Geographie und Kartographie in der frühen Neuzeit. 20,– €

Das Göttinger Nobelpreiswunder – 100 Jahre Nobelpreis. 18,– €

300 Jahre St. Petersburg – Russland und die „Göttingische Seele“. 14,– €

The North American Indian – Fotografien von Edward S. Curtis. 6,– €

Nützliches Vergnügen. Kinder- und Jugendbücher der Aufklärungszeit aus dem Bestand der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen und der Vordemann-Sammlung. 12,– €

„Wie der Blitz einschlägt, hat sich das Räthsel gelöst“ – Carl Friedrich Gauß in Göttingen. 12,– €

Göttinger Kostbarkeiten – Handschriften, Drucke und Einbände aus zehn Jahrhunderten. 9,80 €